

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Eine Ecke Deutschlands**

**Mendelssohn, Joseph**

**Oldenburg, 1845**

**urn:nbn:de:gbv:45:1-3758**

Ge IX

A

413





Geschicht. IX.

K

9.

413



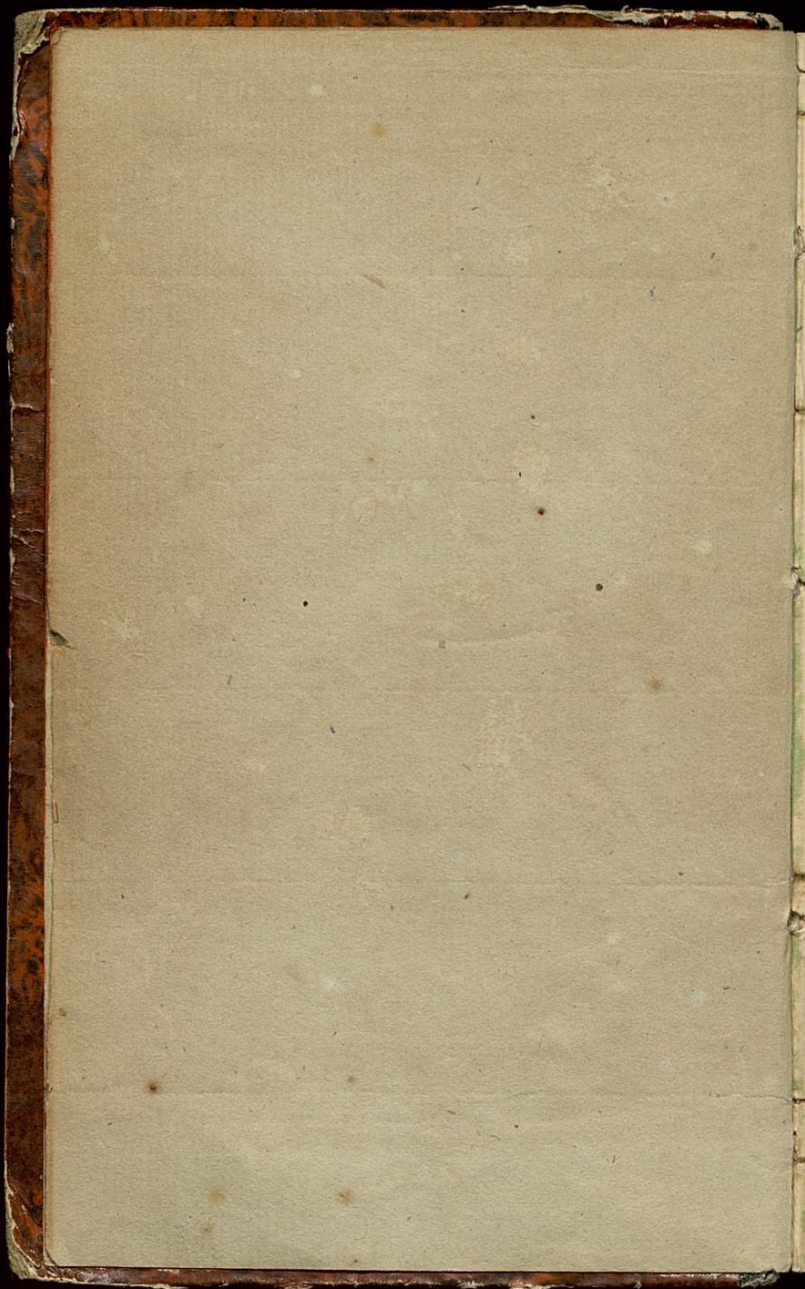
8  
7  
6  
5  
4  
3  
2  
1  
19  
18  
17  
16  
15  
14  
13  
12  
11  
10  
9  
8  
7  
6  
5  
4  
3  
2  
1

an  
**Farbkarte #13**

*B.I.G.*

| Blue       | Green       | Yellow       | Red       | Magenta       | White | 3/Color    | Black      |
|------------|-------------|--------------|-----------|---------------|-------|------------|------------|
| Light Blue | Light Green | Light Yellow | Light Red | Light Magenta | White | Light Grey | Dark Green |
| Blue       | Green       | Yellow       | Red       | Magenta       | White | Black      | Black      |





Eine  
**Gaße Deutschlands.**

Reisefilhouetten,  
Oldenburger Bilder, Charaktere und Zustände

von

Jos. Mendelssohn.

---

**Oldenburg,**

Druck und Verlag von Gerhard Stalling.

1845.



Ein  
des Besten

Bestellposten

Oberrichterlicher, Pfarrlicher und Schulischer

von

Geistlichen

EX BIBLIOTHECA  
OLDENBURGENSI.





Meinen biedern,  
im besten Sinne des Wortes  
deutschen Landsleuten,  
den

**Oldenburger**

als ein Gruß aus der Ferne

gewidmet.

VEREINIGTE  
BIBLIOTHEK  
OLDENBURG



Wien hierin

im besten Sinne des Wortes

deutschen Handelstagen

von

Alfred Hergert

als ein Werk aus der Reihe

erschienen

ALFRED HERGERT  
DEUTSCHER HANDELSKALENDER



## Vorwort.

Den Anfang der nachfolgenden Blätter schrieb ich eigentlich zu einem journalistischen Zwecke. Für den eines Buches, oder auch nur einer umfangreichern Brochüre, schienen mir flüchtige Reiseeindrücke nicht wichtig genug und auch das wenig Gründliche der Behandlung sah ich ein. Inzwischen wuchs mir das Material unter den Händen. Je weiter ich mit der Ausarbeitung kam, um so klarer wurde es mir, daß Oldenburgs Zustände und Verhältnisse zum großen Theile in einiger Entfernung von den Grenzen des Großherzogthums in einem Halbdunkel liegen, dessen Aufhellung nicht ganz verdienstlos sein kann. Der Patriotismus that wohl auch das Seinige, um mir als nützlich erscheinen zu lassen, was mancher achselzuckende Kritikus vielleicht nur als überflüssig betrachten wird. So viel ist aber gewiß, — wir Deutsche übersehen bei der angestrengten Aufmerksamkeit, welche wir dem Centrum des Vaterlandes und seiner sonstigen sich breit vordrängenden Theilen widmen, oft die bescheidneren Ecken desselben, welche dennoch der vertrauteren Bekanntschaft nicht minder

würdig sein mögen. Eine solche Ecke Deutschlands ist es, die sich in ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten vor den Augen der Leser aufrollen wird. Ich strebte wenigstens dahin, vorzugsweise die eigenthümlichen Seiten meiner Heimath aufzufassen und darzustellen. Ob es mir gelungen, weiß ich nicht; da, wo das minder Interessante, das minder Wesentliche mitunterläuft, möge man es mit dem Wunsche nach Vollständigkeit entschuldigen. — Da, wo ich, zu demselben Zwecke, die Schriften Anderer benutzte, sind sie redlich genannt. Bei etwaigen Irrthümern, die sich vorfinden mögen, denke man in der lieben Heimath durchaus nicht an Absichtlichkeit — wo aber ausgesprochene Ansichten zu vertreten sind, fehlt mir dazu weder Muth noch Lust. — Persönlichkeiten sind die lebendigsten Punkte jedes Gemäldes und ich konnte daher ihre Zeichnung nicht unterlassen.

Und so flattert denn hin, ihr anspruchslosen Blätter, in die weite Welt. Mit Herzlichkeit geschrieben, möget ihr auch mit Herzlichkeit hingenommen und gelesen werden — wenigstens im Kreise Derer, welchen ich sie gewidmet habe.

Hamburg, im August 1845.

**F. M.**

# I n h a l t.

|  | Seite |
|--|-------|
| Vorwort . . . . .  | V     |
| I. Die Elbe im Winterkleide. — Schlittenfahrt von Hamburg nach Harburg. — Die Nacht im Postwagen . . . . .   | 1     |
| II. Keine Beschreibung Bremens. — Der Pastorenkrieg und das Bremer Keßgericht im J. 1844. — Bremen und die Oldenburger. — Bremen und Hamburg. — Physiognomie der vier freien Städte Deutschlands. — Bremens politische Presse . . . . .  | 6     |
| III. Von Bremen nach Oldenburg. — Das Wiedersehen der Heimath. — Oldenburgs Entwicklungsgeschichte vom Freiheitsbrieße des Grafen Conrad I. bis zur Gegenwart . . . . .  | 13    |
| IV. Charakteristik der Oldenburger. — Die Stadt ohne Religion und ohne Kirchen. — Der Großherzog und meine Audienz bei ihm. — Oberst Mosle und Hofrath von Eisenbecher. — Frau v. Scharnhorst. — Der Erbgroßherzog und die Herzogin Friederike . . . . .                                   | 21    |
| V. Oldenburgs Theilnahme an Tagesfragen. — Adresse nach Schneidemühl. — Was wurde den Deutschkatholiken förderlich? — Das Oldenburger Casino. — Kastengeist und Philistertum. — Fabelhafte Verordnungen, Postvorrechte, Landstraßen. — Neue Gebäude der Residenz. — Das Militair . . . . . | 35    |
| VI. Die Juristen. — Der Stadtmagistrat. — Die Verfassungsfrage . . . . .   | 44    |

- VII. Literatur und Theater. — Adolf Stahr. — Julius Mosen und sein neuestes Trauerspiel „Don Johann von Oesterreich“. — Theodor v. Kobbe. — Die Namensbrüder und ein Portrait auf der Bühne. — Baron v. Gall. — Stand der Bühne im Allgemeinen. — Der freundschaftliche Enthusiasmus . . . . . 51
- VIII. Oldenburg und die Literatur von ehemals. — Oberamtmann Strackerjan. — L. Starkloff. — Journalistik im Allgemeinen. — Der literarisch-gesellige Verein und seine Carnevalsfeier. — Die Neuen Blätter für Stadt und Land. — Der Beobachter, Oldenburgs Charivari und Punsch. — Die Censur des Consistoriums, ein Blaufärber und der Großherzog. — R. U. Mayer 78
- IX. Das Schulwesen. — Empfehlung der Vernunft durch Prof. Greverus. — Die Landschullehrer. — Das Turnen. — Deutschlands Wehrhaftigkeit 86
- X. Die Juden. — Toleranz und Intoleranz. — Das Schutzverhältniß. — Der Landrabbiner Wechsler . . . . . 93
- XI. Das Aufhören der Abgeschlossenheit Oldenburgs nach außen. — Neue Verbindungsstraßen. — Das Elend der Landwege. — Industrie und Gewerbe. — Ackerbau. — Das Pfligma der Landleute. — Weitere Charakteristik derselben 97
- XII. Ferver und seine Geschichte. — Fräulein Maria. — Eine Sage. — Rußlands Beziehungen zum Ferverlande. — Pferdezucht. — Das Haus Christians. — Eine nachhaltige romanhaft endende Geschichte. — Fervers Klagen. — Die Wahlkämpfe. — Wangeroge. — Varel. — Rückreise. — Die Ueberschwemmung. — Die verwandelte Elbe . . . . . 107

## I.

Die Elbe im Winterkleid. — Schlittensfahrt von Hamburg nach Harburg. — Die Nacht im Postwagen.

Es war ohne Zweifel ein Lieblingsjunge des Boreas, der sich am 16. März dieses Jahres, spät Nachmittags, auf unserem grundtief gefrorenen Elbströme umhertummelte. Der fecke Bursche sprang den eisumschlossenen Schiffen des Hamburger Hafens so ungestüm auf den Rücken, daß ihre Plankennochen schmerzlich knirschten und die nackten Raaen und Masten furchtsam zitterten in der schneeschwangern Luft. Die Mästern unsers magern Schlittenpferdes dampften und der ganze mitleidsberechtigte Körper zitterte in der unnatürlich späten Kälte, als jetzt die Peitsche des Kutschers zum ersten Laufe antrieb. Einmal über den Rayon der eingefrorenen Schiffe hinaus, sah' ich beim Rückblick den feuchten Abendnebel seinen grauen Mantel dichter um die Gigantenleiber der drei übrig gebliebenen Hauptthürme Hamburgs schlagen. St. Peters traurig aufragender Stumpf, der gewiß das ergreifendste Branddenkmal wäre, welches Hamburg

Eine Ecke Deutschlands.



sich erhalten könnte, ist von dieser Hafengegend aus nicht zu erblicken. Das großartige Panorama der beiden Nachbarstädte, welche zwischen Königthum und Republik nur eine Wegestrecke von fünf Minuten lassen, versinkt mehr und mehr hinter dem auf schimmernder Schneedecke fortgleitenden Schlitten. Wunderbare Wandlung! — Wohin ist der gelblich glitzernde Krysfall, der hier bei offenem Fahrwasser eine unabsehbare Welt von Schiffen auf seinem Rücken schaukelt, zwischen denen hindurch die kleineren Tollen und Böte, mit staunenswerther Geschicklichkeit und Unererschrockenheit, wie flinke Gnomen schlüpfen? — Wohin sind die schmucken Dampfer, die im geschäftigen Halb- müßiggange so eifrig zwischen Hamburg und Harburg, zwischen Hamburg und dem Hoopte u. s. w. zu spazieren pflegen? Wohin ist das ganze bunte, vielbewegte Wasserschauspiel des Sommers, welches die eigenthümlichsten Lokalstudien darbietet, zugleich aber jedem offenen Auge eine Weltperspective eröffnet, wie dies nur die erste Handelsstadt Deutschlands vermag!?

— In der rauhen Umarmung des Winters erstirbt und schwindet das Leben, wie unter den glühenden Küssen des Samum, wie unter den Ueberschüttungen des Wüstenandes. Im Endpunkt aller Contraste liegt meist gleiche Wirkung. — Diese Eisbahn auf einer Wegelänge von zwei Stunden, an den Elbinseln, dem Reiherstieg und der Wilhelmsburg vorüberführend, hat etwas so eigenthümlich Großartiges,



daß nicht einmal nahe Anwohner unseres Stromes sich den richtigen Begriff davon machen, wenn sie seine Physiognomie zwischen Hamburg und Harburg nicht aus eigener Anschauung zur Winterszeit kennen. — Auf diesem mauerfest gewordenen Wasserpiegel wird die Eis- und Schneemonotomie mehrmals durch ambulante Schenken unterbrochen, wo die sonst klingelnd an einander vorüberausenden Schlitten einige Augenblicke Halt machen, wo die Pferde verschmaufen, die Kutscher sich flüssige Hitze in den Magen gießen, die armen Reisenden aber dem Weiterkommen frierend entgegensehen. Der tiefer einbrechende Abend ließ indessen eine Wiederholung solcher Rast nicht zu. Beim Dunkelwerden hielt der Schlitten am Hammöverschen Zollamte, aus dessen Thür so eben ein von kräftiger Landdragonerfaust gepackter stämmiger Mensch dahergeslogen kam. Er hatte sich der Capitalsünde des Widersprechens gegen die hochobrigkeitlich hier niedergesetzte Steuerperson schuldig gemacht und war aus dem Unschuldsglauben, daß man sich an seiner Harburger Bürgerperson nicht vergreifen dürfe, durch den thatsächlichsten Beweis vom Gegentheil gerissen worden.

Festen Erdboden unter den Füßen haben! Es bleibt doch ein unvergleichliches Gefühl der Sicherheit. Und befände man sich auf einer Eisfläche von hundert Fuß Dicke, man wird nie den Gedanken ganz verscheuchen können, daß es eben nur Eis, gefrorenes

Wasser, worauf man fährt, daß dieses Kind des Winters voll böser Tücke, die noch in jedem Jahre ihre Portion Menschenopfer forderte. Ein alter Vers sagt:

Es ist leicht wie Fürstengunst,  
 Es ist glatt wie Hofmannskunst,  
 Es ist falsch wie Mädchenherz,  
 Springt wie Glas und scheint von Erz.

Was kann man von Harburg erzählen, wenn man hier um sieben Uhr anlangt und bereits um acht Uhr dem Städtchen wieder Valet sagt? — Eigentlich gar nichts. Im Vorübergehen möge jedoch bemerkt werden, daß den Hannoveranern der patriotische Plan, durch Anlage eines Hafens für Seeschiffe an ihrer Elbseite den Hamburgern Abbruch zu thun, bis dato nur ein frommer Wunsch blieb. Das Fahrwasser mußte zu diesem Behufe erst bedeutende Umarbeitungen sich gefallen lassen, die der ursprüngliche Autor, die Natur, bis jetzt nicht vorgenommen. Harburg, dieser für den Expeditions-handel so wichtige Ort, dies saubere Landstädtchen, dieser künftige Ausmündungspunkt einer zu erwartenden großen Eisenbahn, bedarf auch der neuen Erwerbsquellen gar nicht. Es hat vom Himmel ein gutes, sicheres Stück Brot erhalten und die Anziehungskraft, welche die mächtige Nachbarin jenseit der Elbe entwickelt, kommt dem kleinen Harburg in reichem Maße zu Statten. Geringfügigkeit ist eine lobenswerthe, eine sehr zu empfehlende Eigenschaft für Menschen und Städte, mein liebes Harburg!

Eine bitter kalte Nacht! — Die Pferde schütteln sich und stöhnen vor dem schwerbepackten Postwagen. Die Reisenden darin kauern mit ihren resp. Mänteln, Fußsäcken und Pelzen in sich selbst zusammen. Alles ist schweigsam. Kein Gespräch, von dieser oder von jener Seite begonnen, will gedeihen, wenn die Zähne im Munde vor Kälte beinah klappern. Der Conducateur zuerst versinkt in die süße Gewohnheit des Schlafes. Natürlich, es fehlt ihm, unter solch eigenthümlichen Umständen schlafen zu können, am wenigsten an Uebung. Im Uebrigen ist die Nacht sternenhell und ruhig. Der Nordsturm ließ sich besänftigen und springt nur noch zuweilen stoßweise ächzend von seinem Haidelager auf. Hast lang' genug dein Triumphlied geheult, rauher Gesell. Ist die Welt für diesmal um den Frühling betrogen? Wir wollen doch sehen! — An den Stationen kurze Rast. Kaum ein Hinausblicken, selten ein Aussteigen der Reisenden. Im unruhigen Halbschlafe, in träumender, Kopfnickender, eckensuchender Bewußtlosigkeit nähern sie sich dem Ziele. Dem der Reise? Nein! — Endlich ist sie da, die langersehnte Station, wo ein Punkt fünf Uhr fertiger Morgenkaffee mit dem lobenswerthen Vorsatz hartt, die erstarrten Lebensgeister wieder aufzufrischen. Es ist freilich kein aromatisch duftender Mokka, aber es ist Kaffee, legitimer Sprößling des vornehmen arabischen Geschlechtes, welches an Ehre und Würde deshalb nichts verlor, weil sein Stamm-

baum zuerst von Schafen entdeckt wurde. Mancher deutsche Edelmann würde über derartige heraldische Erinnerungen bitter böse werden. Und dennoch — wie manches Schaf hat auch deutsche Stammbäume entdeckt!

Nun erst, im grauen Morgenlichte, wird die Fahrt bis Bremen klassisch langweilig. Die Augenlider sind noch so schwer, die Glieder so steif und schlaftrunken. „Conducteur, wie lang' fahren wir noch?“ — „Zwei kleine Stunden.“ — „D, weh!“ — Schlafintermezzo. — Dieselbe Frage. — „Anderthalb Stunden.“ Und so wiederholt sich's, bis die Antwort nur noch einen Rest der Begeßstrecke von einer, einer halben, einer Viertelstunde mehr angiebt, worauf sofort der Bischofsstiz des heiligen Ansgarii oder Ansharius uns an seiner Schwelle, dem Dsterthore, sieht.

### III.

Keine Beschreibung Bremens. — Der Pastorenkrieg und das Bremer Kezgergericht im J. 1844. — Bremen und die Oldenburger. — Bremen und Hamburg. — Physiognomie der vier freien Städte Deutschlands. — Bremens politische Presse.

Eine sehr gründliche Beschreibung Bremens könnte ich jetzt liefern und damit anfangen: diese ehrbare Hansastadt, von der Napoleon einst sagte: „ma bonne ville de Brème est la plus mal intentionnée de tout mon empire“, liegt unter dem 26° 28' 6" östlicher Länge, unter dem 53° 4' 48" nördlicher Breite

und acht bis zehn Meilen vom Ausflusse der Weser in die Nordsee. Ich könnte damit fortfahren, als wichtige Sache zu erzählen, daß die Gestalt Bremens oval ist, daß die größte Länge 6600 Fuß, die größte Breite, durch Neustadt und Altstadt, 4200 F. beträgt. Hier anknüpfend, würde ich meine Leser nolentes volentes bei der Hand nehmen und mit ihnen besuchen können: den Markt, mit dem ungeschlachten großen Roland, den Domhof, das Rathhaus und den Rathhauskeller, den Schütting, die Börse, das Museum und drei oder vier Kirchen — lauter Merkwürdig- und Sehenswürdigkeiten Bremens. Doch hat mich in dieser soliden, merkantilisch bedeutenden Stadt, welche ich mehrfach besuchte, nie etwas eigentlich interessirt. Ist es Vorurtheil, ist es Irrglaube oder Täuschung, wenn es mir scheint, daß Bremens Physiognomie des geistigen Reizes fast ganz entbehre? — Städte pflegen uns, wie Menschen, gleich auf den ersten Blick oder nie zu gefallen. Wahlverwandtschaftliche Stimmung wird den Bremen besuchenden Kaufleuten dasselbe vielleicht sehr reizvoll erscheinen lassen, doch muß man dazu wohl eben Kaufmann sein. Am beklommensten fühlt sich der freie Religionsgedanke in dieser Weserstadt. Die Erinnerung an die jüngst dort Statt gefundene Verfolgung des helldenkenden Geistlichen Nagel wirft einen gewissen pietistischen Nebel über den ganzen Ort. Anno 1844 derartigen Skandal! Wären nicht alle Beweisstücke schwarz auf

Weiß vorhanden, man würde vermuthlich diese Bremer Vorfälle für Märchen nehmen. Die tapfersten Hülfsstruppen gegen das nachbarliche Pietistenunwesen hat das kleine Oldenburg in den Federn Ad. Stahr's und Th. v. Kobbe's geschickt. Des Ersteren Schrift: „Das Bremer Glaubensgericht im Jahre 1844. Weihnachtsbriefe von Ad. Stahr“, schlug wie eine Bombe in das Pietistenheer Bremens ein und allgemeine Beistimmung der Heldenkenden fand des Verfassers Schlusswort: „Mit denselben Gefühlen und Empfindungen, mit denen wir auf die Scheiterhaufen von Kostniz und Genf, werden unsere Enkel nach wiederum zwei Jahrhunderten — und vielleicht schon früher — auf dieses Bremer Kezengericht des Jahres 1844 blicken. Denn — wer Ohren hat zu hören, der höre! — noch keine Verfolgung, kein Strafurtheil des herrschenden Glaubens gegen die Kezer aller Zeiten hat die unbestechliche Richterin, die Nachwelt, bestätigt.“ — Focht Stahr mit gemessenem Ernst und Schwung des Wortes, so handhabte v. Kobbe hingegen die leichteren Waffen des Spottes, der Ironie und unterhielt ein wohlgezieltes Tirailleurfeuer auf die Gegner. Diese blieben freilich auch nicht müßig. Das kleine Oldenburg ist den Stockbremern überhaupt ein Dorn im Auge, wegen seines klaren, freien Sinnes, seiner geistigen Rührigkeit und vortrefflichen Laune. Am meisten aber ärgerte man sich in Bremen über das lästige Einmischen der Nachbarn in die socialen,

politischen und intellectuellen Angelegenheiten der „freien“ Hansestadt. So ironisirt auch die zunächst gegen v. Kobbe und Stahr (Jean qui rit und Jean qui pleure) gerichtete Schrift des Hrn. Jocosus Bremanus — übrigens kein ungeschickter Kämpfer — gleich im Anfang: Das müsse man sagen, Bremen sei doch eine sehr glückliche Stadt. Blieben ihm auch die schlimmen Tage nicht ganz aus, wo es sich selbst nicht zu rathen und zu helfen wisse, dann nähmen sich Andere seiner so freundlich, so herzlich, so kräftig an, daß es immer bald wieder auf die Beine komme. Besonders sei Oldenburg ein unvergleichlicher Nachbar, um den die ganze Welt Bremen beneiden müsse. Steige hier eine dunkle Wolke auf, flugs erhebe sich dort ein Wind, um sie wegzublasen. Wolle hier das Licht ausgehen, schnell schickten sie von dort Del für die Bremenser Lampe. Fange es in Bremen ein wenig an zu brennen, flugs kämen von Oldenburg die Spritzen und das Bremer Feuer müsse bis auf den letzten Funken erlöschen in ihrem Wasser. — Die Ironie erhält freilich einen seltsamen Grundklang von Wahrheit, wenn Jocosus Bremanus fortfährt: „Wir haben hier keine Zeit zu denken, zu studiren, uns fortzubilden und uns für intrikate Fälle einen Vorrath von Weisheit und Verstand zu sammeln. Die Umstände erlauben es nicht. Die Senatoren müssen regieren, die Pastoren inquisitiren, die Doctoren processiren, die Aerzte practiciren, die Lehrer dociren, die



Kaufleute commerciren, die Seeleute navigiren, die Handwerker handthieren, die Soldaten exerciren, die Renteniere spaziren, und die Krethi und Plethi müssen zum Theil fabriciren, zum Theil vagabondiren. Aber unsere Oldenburger Freunde, die auf den Höhen der Zeit stehen, über den Wolken, und in alle Tiefen schauen, in deren Gesichtskreis die Sonne nicht untergeht, sie denken und studiren für uns und nehmen sich unserer an, wenn wir nicht wissen, wo rechts noch links ist, und waschen uns die Köpfe, damit sie nicht ganz im Staube des Alltagslebens lebendig begraben werden und stechen uns zuweilen den immer wieder nachwachsenden Staar, damit wir ungeachtet des dicken Schattens unserer Dunkelmänner, worin wir wandeln, doch zuweilen einmal sehen, daß die Sonne noch scheint auf Erden.“ — In den Köpfen der Herren Mallet und Consorten scheint die Sonne allerdings nicht, wie man nach ihren Verfolgungen Nagel's zu vermuthen berechtigt ist. Sie schlossen ihn aus ihrer geistlichen Gemeinschaft aus, verhängten ein förmliches Kezgergericht über ihn, weil er, angeregt von den Vorträgen in der Naturforscherversammlung, in der „Befreiung“ zwei Aufsätze über den Einfluß der Naturwissenschaften auf Religion und Volksbildung hatte abdrucken lassen. In diesen Artikeln wagte Nagel zu behaupten, daß die Bibel in natürlichen Dingen heutzutage keine Lehrerin mehr sei und daher die Dogmatik, welche auf ihre



Anschauung von Welt und Schöpfung baut, eine der vermehrten Kenntniß angemessene Umgestaltung erleiden müsse. Damit aber hatte der Verfasser in den Augen — und nach Auslegung jener glorreichen Vertreter des Bremischen Obscurantismus — hört! hört! — das Prinzip der Kirche umgestoßen und ein öffentliches Vergerniß gegeben. Dies ist, kurz erzählt, der Thatbestand einer Zwistigkeit, bei welcher eine ungemeine Aufregung von wenigstens 20,000 Kaufmännischen Gemüthern Statt fand und die eine wahre Sündfluth von Journalartikeln pro und contra, von Schriften, Flugblättern und Pamphleten hervorrief. — Die Sache lief dahin aus, daß zuerst mittelst eines Senatsdecretes dem geistlichen Ministerium verboten wurde, seine Sitzungen unvollständig zu halten, so daß also Pastor Nagel factisch nicht von denselben ausgeschlossen werden durfte. Freilich zog das weidlich geärgerte Ministerium in diesem Dilemma vor, sich gar nicht zu versammeln, als das verhasste Mitglied zu den Sitzungen einzuladen. Da Nagel in seiner Bertheidigung von seiner Gemeinde auf das Kräftigste unterstützt wurde, auch unzweifelhaft die Stimme der Vernunft und des Rechtes für sich hatte, so wurde der wackere Mann, allen Verfolgungen zum Troß, in seinem Amte von der Obrigkeit geschützt und lehret zu St. Remberti das Wort Gottes nach wie vor. Seine bei Heyse in Bremen veröffentlichte Schrift: „Abgedrungene Rechtfertigung u. s. w.“

giebt über seine interessante Sache die besten Aufschlüsse. Das ganz zu seinen Gunsten lautende Senatsconclusum in derselben erfolgte erst am 30. Juli dieses Jahres.

Bremen und Hamburg — beide sind Hansastädte, freie Städte sogar, wie man zu sagen pflegt, aber nur die eine ist Weltstadt. Bremens Schiffe gehen freilich eben so weit, wie die unsrigen; die Flagge mit dem Schlüssel ist kaufmännisch nicht minder respectirt als die mit den drei Thürmen; den Taback- und Weinhandel darf Bremen sogar fast als Monopol betreiben — aber Bremen reicht dennoch der kolossalen Hamburger Handelsgröße kaum bis an die Schulter. Das öffentliche Leben betrachtet, scheint Bremen eine träge Gule gegen den lustigen Singvogel Hamburg. Jenes ist kurze Station für die Fremden, dieses Ziel-punkt der Reise. Dort ist das Philisterthum, der Zwang und die Rücksicht einer nur mittelgroßen Stadt, hier die Ungebundenheit und Großartigkeit eines Ortes, wo hundert Elemente der Unterhaltung und Belehrung durcheinander strömen, wo jeder Geschmack sicher etwas zu seiner Befriedigung finden wird. Unter den Physiognomien der vier freien Städte Deutschlands hat Hamburg die lebenslustigste und geschäftigste, Bremen die ernsthafteste und frömmelndste, Lübeck die nüchternste, verzährteste, leichenartigste, Frankfurt endlich hat in seiner Physiognomie gleichzeitig pfliffigen Handelsgeist, diplomatische Wichtigthuerei, süddeutsche

Gemüthlichkeit und franzoſelnde Biererei mit ſeltener Schärfe ausgeprägt.

Indem ich aber Bremen verlaſſe, muß ich noch ſeiner politiſchen Journaliſtik, welche von einer nicht allzuſtrengen Cenſur Zeugniß giebt, in Ehren gedenken. Die ältere „Bremer Zeitung“ erſcheint zu Neujahr 1846, unter des tüchtigen Andrée Redaction, in dem ſtattlichen Formate ihrer gefährlichen Rivalin, der jungen „Beſerzeitung“, welche die Abonnentenzahl der Nebenbuhlerin ſchon überflügelte und hoffentlich eine immer größere Verbreitung in demſelben Maße gewinnen wird, wie das geſinnungsvolle Streben der Redaction und die unaufhörlichen Anſtrengungen des thätigen Verlegers, C. Schünemann, ſie erwarten dürfen.

### III.

Von Bremen nach Oldenburg. — Das Wiederſehen der Heimath. — Oldenburgs Entwicklungsgeschichte ſeit dem Freiheitsbriefe des Grafen Conrad I. bis zur Gegenwart.

Um 3 Uhr Nachmittags gewöhnlich fährt die Oldenburger Poſt von Bremen ab. Für den Reiſenden, der noch vorher die merkwürdig langſam bediente Table d'hôte in dem ſonſt recht lobenswerthen „Zindenhof“ benutzen will, bläſt das Horn des Poſtillons um ein Bedeutendes zu früh. Wenn ſich aber der Poſtwagen nicht nach der Table d'hôte richten kann, ſo ſollte ſich, wie zum Wohl des Magens ſeiner Gäſte vernünftig und billig ſcheint, die Table d'hôte nach dem Poſtwagen richten.

Wie wunderbar eigenthümlich sind doch die Gefühle, mit welchen man der Heimath entgegenrollt! — Heiliger Zauber, der du jener Scholle Erde inwohnst, die uns geboren, wohl dem, welcher dich noch empfindet. Seine Brust ist noch keine öde Wüste, in der kein grüner Baum, kein Strauch, kein Halm zu finden, in der kein Vogel singt und kein Quell murmelt, sie ist noch nicht abgestorben für edleres Gefühl und tieferes Empfinden, sie läutert sich selbst in den Wehmuthsschauern, von denen sie bewegt wird. Wenn der Mensch nach langer Abwesenheit zu seiner Geburtsstätte zurückkehrt, wird auch der trockenste Prosaist am Gedankenkelche schwelgender, phantasiereicher Poet. Um wie viel mehr das warmfühlende, nur zu oft extravagant mit Gold, Blumen und Farbenüberfluß malende Wesen, welches man gemeinhin Schriftsteller zu nennen pflegt. Sein Gemüth wogt und wallt über, wie ein Meer, das seine Ufer zurückdrängen will. Der arme Kopf hat seine große Mühe, mit der unausgeseht hin und herrennenden Insaßin Einbildungskraft unter einem Dache zu wohnen. Am wunderbar construirten Nervenclavier klingen alle Tasten an, und die Seele, welcher sie fast despotisch gebieten, ist gleichzeitig freudendurchstürmt, zagend, aufjubelnd, furchtsam, hoffnungskühn und Kleinmüthig.

Wohl dem, der beim Wiedersehen der Heimath seine Lieben am Dasein, die Freunde unverwandelt,

die Herzen, welche einst warm für ihn geschlagen, nicht fröstelnd findet.

Ich fand das gemüthlich biedere alte Oldenburg und ein vielfach verschöntes, modern eingekleidetes, geistig erstaunlich gehobenes neues Oldenburg.

Am 6. Januar d. J. feierte die Residenz ihren 500jährigen Geburtstag als freie, selbstständige Stadt, zu welcher sie der am 6. Januar 1345 ihr verliehene Freiheitsbrief des Grafen Conrad I. von Oldenburg gemacht hatte. „Bis dahin, sagt das gelegentlich jener Feier erlassene Programm, war Oldenburg ein offener Flecken, der sich allmählig am Fuß der Burg der Grafen angebaut hatte, bestehend aus einem Haufen strohgedeckter Häuser mit Lehmwänden, bewohnt von hofhörigen, unfreien Leuten. Die freien Leute (Burgmänner), welche die Burg zu vertheidigen hatten, wohnten innerhalb der Ringmauern dieser Burg, ebenso die wenigen Beamten der Grafen, der Kanzler und seine Schreiber. Noch im Jahre 1270, also 75 Jahre vor Ertheilung des Freibriefs, hatten sich Feinde, die die Burg bedrängten, am Fuße derselben in dem offenen Flecken festgesetzt, so daß sich die damaligen Grafen Christian und Otto nicht anders zu helfen wußten, als indem sie den ärmlichen strohgedeckten Ort an allen Ecken in Brand steckten und so den Feind daraus vertrieben. Des Grafen Hauptbeweggrund bei Ertheilung des Freibriefs war, nach den vorliegenden geschichtlichen Andeutungen, aus dem dorf-

ähnlichen offenen Ort zum Schutz der Burg (wie egoistisch doch die Fürsten auch bei Wohlthaten handeln können!) eine ummauerte feste Stadt zu machen, deren wohlbewaffnete Bürger nicht nur zur Vertheidigung bereit wären, sondern auch, daß ein stets bereiter Zug von geordnetem und gut gerüstetem Fußvolk ihm und seinen Nachkommen in ihren Kriegen und Fehden zur Hand ständen. Dieser nächste Zweck wurde in der That bald erreicht. Die neue sich an die Burg lehrende Stadt erhielt Mauern und steinerne Häuser, in den Kriegszügen der Grafen im 15. Jahrhundert folgten ihnen schon 200 wohlgerüstete, streitbare Bürger von Oldenburg, ohne daß darum die Stadt entblößt wurde, und wir finden im 16. Jahrhundert die Bürgerschaft in 44 Rotten zu 40 Mann militairisch geordnet und eingetheilt, so daß 440 anseßige wehrhafte Männer vorhanden sein mußten. Es war das in jenen Zeiten, die kein geordnetes und wohlbewaffnetes anderes Fußvolk kannten, ein großer Gewinn für die Oldenburgischen Landesherren. Diese streitbaren Bürger besonders halfen ihnen ihre Siege ersechten, da sie den nackten und zuchtlosen Bauern überlegen waren und die schweren Lehnkreiter sich in dem niedrigen sumpfigen Lande häufig unbrauchbar zeigten. Aber zum Bau starker Befestigungsmauern und steinerne Häuser, zur Anschaffung tüchtiger Waffen und Harnische sind Mittel erforderlich; zu stets bereiter kriegerischer Thätigkeit bedarf man eines

gewissen Sinnes und Geistes. Beide, diese Mittel und dieser Geist, waren von den hörigen Leuten in den Strohhöhlen, die das Feld des Grafen bauten und der gelegentlichen Plünderung seiner Feinde wie dem Drucke seiner Reissigen und Hofdiener Preis gegeben waren, nicht zu erwarten. Jener Freibrief gab den Bewohnern der neuen Stadt Freiheit der Person und Sicherheit des Eigenthums, ihr eigenes Recht (das Stadt=Bremische), eine selbstgewählte Obrigkeit, Schutz der Gewerbe und des Verkehrs auf Land- und Wasserstraßen. Damit waren die Bedingungen zum Entstehen einer freien, starken, selbstständigen Genossenschaft, eines Zufluchtsortes bürgerlich freier Entwicklung inmitten der damals allgemein unter den verschiedensten Formen herrschenden Unfreiheit gegeben, und es ist deutlich, daß sich neben der Wehrhaftigkeit der Bürger und ihrer tüchtigen Hülfsleistung in Krieg und Gefahr, auch noch ganz andere Folgen für das Land und den Landesherrn ergeben mußten. Der neue Zufluchtsort der Sicherheit und Freiheit wurde von Vielen und von allen Seiten her aufgesucht; Ansiedler aus den Bauerschaften des Landes nicht allein, sogar einige ritterbürtigen Familien fanden sich allmählig ein, und die Grafen hatten nicht bloß einen Zuwachs an Streitkräften, sondern auch eine Hauptstadt ihres Landes, einen Brenn- und Mittelpunkt für den zeitgemäßen gewerblichen und geistigen Fortschritt desselben gewonnen. Es ist das

im Wesentlichen die Entstehungsgeschichte aller deutschen Städte des Mittelalters. Sie sind in den Zeiten der Barbarei, der Unfreiheit und Gefeklosigkeit als Zufluchts- und Geburtsstätten der Bildung, der Gesehklichkeit und der Freiheit entstanden. — — Und wie lebensfähig und kräftig hat sich der Keim bewährt, den Graf Conrad vor länger als 500 Jahren an den Ufern der Hunte pflanzte. Schon 1372 rettete die Tapferkeit der Bürger Stadt und Burg, indem sie die durch nächtlichen Ueberfall mit 500 Mann eingebrungenen Diepholzischen Edelherren in den Straßen und von den Dächern herab wüthend bekämpften und wieder aus der Stadt warfen. Im ganzen 15. Jahrhundert machten sie das einzige Linienfußvolk der Grafen aus. Im 16. war die Stadt blühend und verhältnißmäßig bedeutend; fünfteihbhundert eingeschriebene wehrhafte Bürger setzten eine Bevölkerung von 4 bis 5000 Seelen voraus. Die Stadt fühlte sich so stark, daß sie hie und da den Grafen zu widerstehen wagte; durch Verträge wurden solche Störungen beseitigt. Vom Ende des 16. Jahrhunderts und seit Anfang des 17., da die landesherrliche Gewalt sich weiter entwickelte und ausbildete, wurde ihre Selbstständigkeit und die Anwendung und Auslegung ihrer Gerechtsame mehr und mehr beschränkt. Die Wehrhaftigkeit der Bürger sank und mit derselben ihr Ansehen; die Grafen hielten geworbene Söldner, und statt des früheren persönlichen Waffendienstes



wurde es Pflicht der Bürger, diese zu beherbergen und theilweise zu verpflegen. Doch war die Stadt, unter dem liberalen und großgesinnten Anton Günther, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wohl blühender als je zuvor; sie sank, als das Land dänisch wurde. In früheren Zeiten war sie durch Brand, Pest, Krieg nicht selten heimgesucht und zurückgesetzt worden, hatte sich aber stets bald erholt. Der große Brand von 1676, der 700 Feuerstellen in Asche legte, traf sie fast gleichzeitig mit dem Verlust der Residenz und des Hafens so sehr, daß sie ihre frühere Blüthe über ein Jahrhundert lang nicht wieder erreichen konnte. Um ihr einigermaßen wieder aufzuhelfen, gaben ihr die Könige von Dänemark die Bannmeilen; auf mehrere Meilen in der Runde durfte es keine Krämer, bessere Handwerker, Brauer und Brenner geben, damit die Landleute gezwungen wären, ihre Bedürfnisse aus der Stadt zu holen. Diese Zwangsmaßregel mochte allerdings helfen, obwohl sie in ihrer ganzen Strenge schwerlich durchzuführen war und der höheren Entwicklung einer späteren Zeit weichen mußte. Wie Oldenburg in den früheren Jahrhunderten ohne den Zwang der Bannmeilen rasch empor gekommen war, so kam die Stadt mit diesem Zwang doch nur langsam wieder zu einigem Gedeihen. Erst die Rückkehr der Landesherren in ihre Mauern (1773) gab ihr neuen Aufschwung; kurz vor der französischen Revolution hatte sie wieder

4800 Einwohner. Auch die Periode der Fremdherrschaft überwand sie glücklich, wenn auch nicht ohne bedeutende Verluste, und sah abermals die angestammten Fürsten zurückkehren, deren uralte Wiege sie sich nennen darf, die ihr höchster Ruhm sind, welchen sie Entstehen, Gedeihen und Schmuck verdankt! — — —

Aus dem mittelalterlichen, eng-ummauerten, sich an den Fuß der Grafenburg ängstlich anklammernden Ort, aus dem westphälischen Landstädtchen des achtzehnten Jahrhunderts wurde eine blühende, freundliche Hauptstadt, mit hellen, offenen Gassen, mit vielen Hundert neuen wohnlichen Häusern, mit imposanten öffentlichen Gebäuden. Mitten in dem vergrößerten Ort, auf offenem, freiem Platz, steht nun die erneuerte Fürstenburg. Die Einwohnerzahl von Stadt und Gebiet hat sich verdoppelt, treffliche Landstraßen führen aus allen Thoren, das Gewerbe blüht, der Handelsverkehr ist im Steigen, jedes Jahr bringt neue Hoffnungen und Aussichten für die wachsende Stadt, für Verbesserungen und Verschönerungen in ihrem Innern, für Benutzung ihrer Lage und Hilfsquellen durch Anknüpfung neuer Verbindungen. Schul- und Bildungsanstalten werden verbessert und neubegründet, Wissenschaft und Kunst finden eifrigere Pflege, das gesellige und geistige Leben hat unverkennbar einen höhern Schwung genommen. Eine neue Verfassung hat die öffentlichen Verhältnisse der Stadt zweckmäßiger und zeitgemäßer geordnet, sie hat die ehemaligen

gesetzlichen aber drückenden Ständeunterschiede zwischen den eigentlichen Bürgern und den anderen Bewohnern aufgehoben und ist voller Keime, die nur auf richtige Erkenntniß und Benützung harren, um auch ein reges und wohlthätiges öffentliches Leben zu begründen. Auf solche Weise ist Oldenburg noch immer nicht nur die bedeutendste und geistig belebteste, sondern auch die am besten und gründlichsten organisirte weltliche Gemeinde des Landes. Die Stadt erfüllt so noch heute ihre ursprüngliche Bestimmung oder ist doch berufen und fähig, sie zu erfüllen, nämlich: für das ganze Land ein Beispiel und Muster zu sein immer freierer und edlerer bürgerlicher und geistiger Entwicklung.“

#### IV.

Charakteristik der Oldenburger. — Die Stadt ohne Religion und ohne Kirchen. — Der Großherzog und meine Audienz bei ihm. — Oberst Mosle und Hofrath von Eisendecker. — Frau v. Scharnhorst. — Der Erbgroßherzog und Prinzessin Friederike.

Wenn hier auch ein „Festprogramm“ citirt wurde, es ist nur Wahrheitsklang, was der Leser vernommen. Dieses kleine Oldenburg befindet sich auf einer überraschend hohen Stufe innerer Wohlfahrt und fortgeschrittener organischer Entwicklung. Eben weil diese ohne gewaltsame Stöße, ohne unnatürliche Prozeduren und revolutionsartige Erschütterungen Statt finden

konnte, hatte sie die heilsamsten Folgen. Nichts in diesem Lande ist fieberhaft aufgereg, seine Glieder zucken nicht convulsivisch, es trägt keine tollen Hirngespinnste im Kopfe, und doch ist's in diesem sehr lustig, hell und sinnig. Wohl selten findet man einen so praktisch vernünftigen, so ruhig denkenden und doch so gemüthlich warm fühlenden Menschenschlag wie diese Oldenburger. Es sind nordische Naturen an Ruhe, Besonnenheit, Biederkeit, südliche an Herz und Gemüth. Schwerlich wird Jemand auch nach dem kürzesten Aufenthalte das Land verlassen können, ohne den Bewohnern gut zu sein. Es ist hier, was schlichte, offene, redliche Charaktere betrifft, das Deutschthum in wahrhaft schöner Blüthe zu finden. Der helle, freie Gedanke, welchem man überall begegnet, thut nicht minder wohl. Diese Intelligenz ist durchaus naturwüchsig, nicht geziert, gemacht, nicht treibhausartig, auch nicht mit so vielen herben, ähen- den Bestandtheilen des Ironischen versetzt, wie z. B. die Berliner. Oldenburgs abgeschlossene geographische Lage, der Mangel großer, volkreicher Orte, wo Demoralisation und so manches sociale Laster, das üppig in den Residenz- und andern Städten ersten Ranges wuchert, hierin liegt gewiß ein Hauptgrund der moralischen Höhe des Landes. Unlautere Stoffe, ungesunde Säfte giebt's freilich überall, doch ein ursprünglich so kerngesunder, vollkräftiger Organismus, wie der dieses gesegneten Großherzogthums,

weiß sie leicht auszuscheiden. Der Reinigungsproceß ergiebt sich dann oft von selbst und die gesunden Säfte erhalten neuen Zuwachs. So hat sich z. B. während der Debatten über die religiösen Fragen der Gegenwart, an welchen Oldenburg den lebhaftesten Antheil nahm, auch eine Parthei des Obscurantismus dort erhoben, die ihren Heerd in einigen starkkatholischen Landestheilen, ihre Bannerträger in der Residenz selbst hatte, jedoch auf die allgemeine Stimmung ohne merklichen Einfluß blieb. — Im zufälligen Hinblick auf Religiöses fällt mir ein, daß ein Theil der Bremer in frömmelndem Aerger das benachbarte Oldenburg eine Stadt ohne Religion und ohne Kirchen nannte. Freilich hat Oldenburg außer der Schloßkirche nur noch ein einziges protestantisches Gotteshaus. Es erhebt sich überdies, schmucklos, schlicht und recht, ohne alle Lust zum Imponiren, ganz in der Nähe des Schauspielhauses und des Casino. Aber wohnt denn die Religion der Menschen nur in den Mauersteinen, welche sie zusammenfügen? Ist die Zahl der Gotteshäuser maßgebend für die Tugend und moralische Höhe einer Stadt? Dann wären in den deutschen Landen Prag, Köln und Wien die glänzendsten Mutterstätten menschlicher Vollkommenheit und dann stände der Katholizismus, welcher überall im brünstigen, händefaltenden Beteifer mehr Kirchen baute als das Lutherthum, gewiß makellos verehrungswürdig da.



Ist Oldenburg arm an Kirchen, so ist es hingegen für seine Größe in den letzten zehn Jahren auffallend reich geworden an wahrhaft imposanten und schönen öffentlichen Gebäuden. In dem jetzigen allverehrten Großherzog, Paul Friedrich August, haben sich vorherrschend zwei Lieblingsneigungen entwickelt — für Bauten und Militair. Er kann ihnen bei reichen Landeseinkünften und bei großartigen Privatmitteln ungehindert ein Genüge thun. Man hört freilich hie und da wohl die Klage, daß die Cassen des Landes und die des Landesherrn nicht streng genug gesondert seien, daß jede großherzogliche Anweisung auf die Ersteren ohne jede Zögerung oder Einwendung honorirt werden müsse, wäre auch der Antrag offenbar nur für Privatvorhaben des Souverains bestimmt. In gegenwärtiger glücklicher Zeit — so wurde mir weiter demonstirt —, welche die Geldquellen des Landes reichlich fließen lasse, in einer Zeit, die, dem Himmel sei Dank, weder Mißwachs, Kriegsplage, noch ungewöhnlich hohen Steueransatz auszuhalten habe, könne man sich diese Cassenverschmelzung und ihre Folgen wohl gefallen lassen. Um so drückender würde dies aber künftig einmal sein, wenn das Großherzogthum sich in seinen finanziellen Hülfsmitteln geschwächt fühle, abnorme Lasten zu tragen habe u. s. w. — Man kann darauf getrost antworten, und ich habe es auch gethan, indem man die Ueberzeugung ausspricht, daß das Herz eines Fürsten, wie der jetzt regierende

Großherzog von Oldenburg, welches der Noth jedes Einzelnen seiner Unterthanen geöffnet ist, die Gesamtheit derselben in Tagen der Bedrängniß wohl aufrichten, unterstützen, fördern wird in jedem Bemühen, nicht aber sie noch mehr belasten und niederdrücken kann. Mit wahrhaftem Erstaunen, mit freudiger Bewunderung hört man überall Worte des Segens, der Dankbarkeit und Verehrung, wenn der Oldenburger den Namen seines Fürsten ausspricht. Im ganzen Lande erklingt hierüber nur eine Stimme. Geht in die Wohnung des Edelmanns, des Reichen, in das Haus des Beamten, des Kaufmanns, tretet unter das schlichte Dach des Landmannes, in die niederste Hütte des Armen, überall schlägt derselbe volle, warme Ton herzlicher Liebe für den Herrscher an Euer Ohr. An dieser Liebe ist Alles echt, Alles probekaltig; sie ist massives, achtzehnkaratiges Gold, wie es wohl nie reiner und gediegener in deutschen Landen gefunden worden ist. Das traueste Verhältniß waltet ob zwischen dem Regierenden und den Regierten. Nicht in abgeschlossener Hofatmosphäre, nicht hinter den mystischen Schranken des starren Ceremoniels und, nicht wie indische — mitunter auch europäische, ja deutsche — Gottheiten, in unsichtbarer, geheimnißvoller Majestät, nicht unnahbar, unhörbar regiert dieser Fürst. Seine Stellung zu den Unterthanen ist eine fast patriarchalische. So recht in der Mitte seines Volkes zu sein, ist unserm Paul Friedrich August Bedürfniß. Selten

Eine Gåe Deutschlands. 2

wird er, bei körperlichem Wohlbefinden, auch nur einen Tag im Schlosse versteckt bleiben und, abgesehen von seinen Spazierfahrten, Ausflügen zu Pferde, Fustouren, wird man den Großherzog bei jeder irgend erheblichen öffentlichen Handlung mit dem regsten Interesse gegenwärtig finden. Nächst den Privataudienzen, welche der Großherzog ebenfalls, wie es im Grunde jeder gewissenruhige Fürst sollte, sehr bereitwillig ertheilt, ist seine Thür zweimal wöchentlich ohne Unterschied des Standes und des Außern Jedem geöffnet, der sich melden läßt. In dieser ungehinderten Zwiesprache des Unterthanen und Fürsten liegt ganz sicher ein Hauptkeim jener seltenen, allgemeinen Verehrung, jener unbegrenzten Hochachtung, welche diesem trefflichen Fürsten gewidmet wird. — Er spricht gern und viel, weiß für Jedem, der vor ihn tritt, sogleich den richtigen Ton zu finden und damit auf Alles einzugehen, was er vernehmen soll. Darum fühlt sich der Bürger und Bauer in der Unterhaltung mit seinem Landesherren eben so wenig schüchtern und besangen, als der vollendetste Hofmann, der täglich in unmittelbarer Nähe desselben weilt. Käme man selbst anfänglich mit einiger Verlegenheit oder Besorgniß darüber, sich passend zu geben und auszudrücken, vor den Großherzog, so muß die Klänglichkeit schon nach dem ersten Augenblicke der Audienz völlig verschwinden. Es ist nämlich in dem ganzen Wesen dieses Fürsten väterliches Wohlwollen, reine Herzens-



güte und schlichter, biederer deutscher Sinn so entschieden ausgedrückt, die Theilnahme, welche er dem Gegenstande der Audienz widmet, ist eine so wahre, aufrichtige und warme, daß vor jedem Auge der Souverain ganz verschwinden und nur der einfache, anspruchslose Privatmann bleiben wird. — Trotz der vielen Orden auf seiner Brust und des, wenn auch nicht übertrieben luxuriös, doch jedenfalls fürstlich dekorierten Audienzsaales muß dies der Fall sein. — Der Großherzog ist höchstens von mittler Größe, ziemlich wohlbeleibt. Haupthaar und Backenbart sind schneeweiß, und man kann nicht leicht einen ehrwürdigeren Kopf sehen, als den seinen. Der Blick des blauen Auges ist zugleich scharf und gutmüthig, jede Bewegung, trotz der zurückgelegten zwei und sechszig Jahre dieses Fürsten, noch jugendlich rüstig und leicht. Die Physiognomie kam mir etwas bourbonisch vor — bei scharfem, sich zum Ovalen hinneigenden Schnitt der Züge zugleich eine anmuthige Fülle und Rundung. Der Großherzog spricht leicht und rasch, in ungewählten Ausdrücken, die aber stets klares Denken und praktischen, durchdringenden Verstand beurfunden. Dabei hat der Andere vollkommen Gelegenheit, sich auszusprechen, und wenn der Großherzog nach seiner Gewohnheit während des Gespräches sich etwas unstät zeigt, nach dem Fenster geht und wieder zurückkommt, so hat man durchaus keine Ursache, hierin ein Zeichen der Ungeduld oder des Ueberdrußes zu sehen. —



Meine Audienz bei dem Großherzog von Oldenburg hatte durchaus kein Gesuch oder Anliegen irgend einer Art zum Zwecke. Für früher in der Ferne empfangene Beweise seines Wohlwollens und seiner freundlichen Theilnahme an meinen so unerheblichen literarischen Leistungen wollte ich bei meinem Besuche in der Heimath meinen Dank aussprechen. Aber rasch ging der Fürst über diesen ihm freilich alltäglichen Gegenstand hinweg. Er erinnerte sich einiger Sachen, die ich geschrieben, und so war bald die Literatur, nicht lange darauf die Journalistik Hauptkapitel unseres Gespräches. Besonderes Interesse verrieth der Großherzog an der Illustrierten Zeitung und hörte das, was ich ihm, als mehrjähriger Mitarbeiter, über den innern Organismus derselben mittheilen konnte, mit lebhafter Aufmerksamkeit an. — Hinsichtlich der politischen Presse äußerte er starke Antipathie wider alles leere Wortgedrösch der Correspondenten, die ihre Erfindungen, Vermuthungen und breiten Raisonnements da aufstellten, wo man die einfache Erzählung eines Factums haben wolle. Die „Hannoversche Zeitung“ schätzte er wegen ihrer gedrängten, bündigen Tages- und Thatfachen-Uebersicht. Ich empfahl, eine Taktlosigkeit begehend, in gleicher Beziehung die „Dorfzeitung“, deren Wiße jedoch dem Großherzog nicht eben zu behagen scheinen. — Wäre es nicht Unbescheidenheit gewesen, ich würde bei dieser Wendung des Gesprächs eine Stelle citirt haben, die

mir dabei aus meinen „Berliner Portraits und Silhouetten“ (erschieden in einem Hamburger Journal) wieder einfiel. Es war dort, im Gegensatz zu dem Unnöthigen und Ueberflüssigen, wodurch sich die deutsche Journalistik seit ihrer infusionsthierartigen Vermehrung jetzt auszeichnet, des naiven Jugendalters der Zeitungen gedacht worden. Wenn sich etwas recht Wichtiges ereignet, wenn ein großes Faktum wie ein elektrischer Schlag gewirkt hatte und die Massen erstaunt aufführen aus der kindlichen Gleichgültigkeit, mit der sie den Strom der Zeit vorüberauschen sahen, dann erschienen plötzlich gedruckte Flugblätter und berichteten den entfernt Wohnenden in schwerfälliger, doch gewissenhaft treuer Weise, was sich Absonderliches begeben im deutschen Reich oder in Hispanien, in Welschland, England u. s. w. — Wer möchte nicht sein Herzblut darauf verwetten, die guten Leute von damals hatten eine unbegrenzte Ehrfurcht vor dem gedruckten Wort und sie würden eher an den totalen Weltuntergang als an eine absichtliche Zeitungslüge geglaubt haben. — Wie ist's jetzt? Fast umgekehrt. Oh' die Zeitungen eine Wahrheit bringen, könnte die Welt untergehen, hört man wohl sagen. Denken wir uns nun einmal den Urzustand der Journalistik wiedergekehrt, wie angenehm wäre es in so mancher Beziehung, erschienen nur dann Zeitungen, wenn sie wirklich etwas Neues, Wichtiges und Wahres zu berichten hätten, entwöhnte man sich der unglückseligen

Neigung, über tausend Wichtigkeiten tägliche Berichte zu verschlingen. — Ach, hätte man doch Ueberlegung genug, zu erkennen, daß die Redactionen, in ihrer heiligen Verpflichtung, die bestimmte Anzahl Spalten mit Sonnenaufgang oder Untergang zur Post geben zu müssen, Thür und Thor sperrweit öffnen den unsichern on dits, den breit getretenen Vermuthungen, den überflüssigen Hypothesen und dem langweiligen Hin- und Herklatschen, dem Herüber- und Hinüberziehen jener Pappalie, die am Ende kaum des Anfassens werth gewesen — der absichtlichen Erfindungen und Entstellungen gar nicht zu gedenken. Ach, daß ein Journalist, wenn er ehrlich sein will, gerade am Klarsten diese Uebelstände erkennen muß! — Nicht minder wahr ist, daß keinesweges er allein dafür zurechnungsfähig, sondern hauptsächlich sind es die Zeitungen, welche in dieser Art von Mittheilungen ihre Existenz finden müssen. Einige ehrenwerthe Ausnahmen fehlen nicht.

Von den Zeitungen wandte sich das Gespräch zum Theater und zur dramatischen Literatur des Tages. — Von der Letzteren hat der Großherzog eine recht vortheilhafte Meinung. Ihm scheint die Production unserer Zeit so reich und werthvoll, wie sie es zu irgend einer Epoche gewesen, wenn man das Allgemeine betrachten, nicht gerade auf einigen leuchtenden Helden der Vergangenheit mit dem Blicken bleiben wolle. Man solle doch nicht ungerecht

sein und nicht Wunderdinge verlangen, die nun einmal en masse nicht ausgeführt werden könnten. — Der Großherzog bethätigt seine Neigung für das Theater an jedem Abend, der eine Vorstellung der Hofbühne bringt. Bei seinem Eintritt in die Loge erhebt sich Alles im ersten Range und es liegt in dieser an Residenzorten kaum ungewöhnlichen Höflichkeit hier mehr als bloße Etikette. — Die Heiterkeit des Fürsten, wenn es Gelegenheit zum Lachen giebt, ist die herzlichste. Ein Souverain, der in Gegenwart seines Volkes so ungezwungen lachen kann, muß ein gutes Gewissen haben, dachte ich. Nicht alle Fürsten können das. — Der Großherzog von Oldenburg hat zugleich ein gesundes, scharfstreffendes Urtheil in Theaterdingen. Er wollte mir z. B., als ich, auf Befragen, ihm meine Ansicht von einem wenige Tage zuvor zum ersten Male aufgeführten Mosenschen Drama (Johann von Oesterreich) mitgetheilt und, nach Ueberzeugung, viel Gutes von der Vorstellung gesagt hatte, dieses nicht in allen Theilen einräumen. „Mit den Volksscenen des ersten Actes war ich nicht zufrieden, die im dritten gingen besser.“ Nicht einmal Berücksichtigung der kleinen Scene wurde zur Entkräftung des Vorwurfs ausreichend befunden. Einige Worte des Großherzogs ließen mich darauf schließen, daß Oldenburg sich auch auf ein neues Theater Hoffnung machen darf. Kein Zweifel, daß dann der schon im Kleinen, auf dem dürftig ausgeschmückten Raume so Ehrenwerthes leistende

Kunstsinne des Intendanten und des Personals das Würdigste erreichen wird.

Die so warme Theilnahme des Großherzogs am Bühnenleben hat auch nicht im Entferntesten etwas mit jener zweideutigen Theaterneigung gemein, die sich besonders an den Höfen der kleinen deutschen Regenten oft ganz unverhüllt beobachten läßt. Auch Könige sind darin mit leider sehr erfolgreichem Beispiele vorangegangen. Wie Friedrich Wilhelm III. von Preußen den schlanken Nymphen des Balletcorps spät Abends in der Wohnung des Schlossinspectors Timm zum gnädigen Jupiter wurde, war erst vor Kurzem ausführlich in deutschen Blättern zu lesen. — Die hohe Moralität des Oldenburgischen Regentenhauses konnte nie angetastet werden und sie ist — wie Alles, was Fürsten Gutes oder Böses thun — von bedeutendem Einflusse auf den Hof und die übrigen Kreise der Residenz gewesen.

Selbst auf die Gefahr hin, ein Fürstenschmeichler genannt zu werden — ein Vorwurf, den mir freilich kein Oldenburger machen wird — muß ich hier nochmals der unerschöpflichen Wohlthätigkeit des Großherzogs gedenken, die gewiß von keinem andern gekrönten Haupte so recht eigentlich als Cultus ausgeübt wird, wie von ihm. Jeder Tag bringt neue Züge derselben und wohin man kommen mag im Lande, überall und immer hat das Gedächtniß sich die Erzählungen von dem Edelmuthe, der Freigebig-

keit und väterlichen Fürsorge einzuprägen, die mit gleicher Wärme in den verschiedensten Schichten der Gesellschaft mitgetheilt werden. — Hier ist der Ort, zweier Männer zu erwähnen, die, der nächsten Umgebung des Großherzogs angehörend, die Gelegenheit, Bittschriften und Gesuche jeder Art dem Fürsten zu übermachen, mit Unverdrossenheit und menschenfreundlichem Eifer schon seit einer Reihe von Jahren benutzten. Oberst Mosle, dessen persönliche Bekanntschaft zu machen ich noch nicht Gelegenheit fand, ist der Eine, Hofrath v. Eisendecker, Cabinetssecretair des Großherzogs, der Andere, in Betreff dessen ich glücklicher gewesen bin. Ich habe selten einen interessanteren Mann gefunden, einen Mann, welcher bei aller Feinheit und Glätte im Benehmen, wie das in Hofkreisen allerdings nicht überraschen kann, zugleich so viel echte Liebenswürdigkeit, so viel biedere Offenheit und schlichte Gradheit des Charakters gezeigt hätte. Als Bibliothekar des Großherzogs steht Hr. v. Eisendecker dem Literaturinteresse besonders nah und er fördert es in seinem Wirkungskreise wie Wenige, die eine ähnliche Stellung einnehmen. — Auch eine Dame, Frau v. Scharnhorst, früher in besonderer Gunst bei der jetztverstorbenen, leider so früh dem Leben entrissenen Großherzogin Cäcilie, läßt es sich eifrig angelegen sein, eine Fürsprecherin und Beschüherin jeder wahrhaft guten Sache zu werden. Das eigentliche Hofleben ist nicht glänzend, doch würdevoll und



dem großherzoglichen Range angemessen bei aller Einfachheit. — An einen übertriebenen Luxus könnte man glauben, wenn man von 42 Lakaien hört, die Anstellung erhielten; doch erklärt sich diese auffallend große Zahl durch die Gutmüthigkeit des Fürsten, welcher manchem Brotsuchenden, konnte er nicht anders helfen, in seine eigene Bedienung aufnahm. Das Gesamtverhältniß des Hofes zu den bürgerlichen Kreisen der Residenz und des Landes soll namentlich seit dem übrigens allgemein tief beklagten Hinscheiden der eben erwähnten Fürstin — einer schwedischen Prinzessin — welche bei aller angeborenen Herzensgüte doch auch unverkennbar einen aristokratischen Sinn zeigte, noch unmittelbarer und herzlicher geworden sein. Möchten diese traulichen Beziehungen unverändert dieselben bleiben. Die besten Hoffnungen setzt man in dieser Hinsicht auf den jetzt 18jährigen Erbprinzen Nikolaus Friedrich Peter, dessen Confirmation am 18. März d. J. auf dem Großherzoglichen Schlosse durch den Oberhofprediger, Geheimen Kirchenrath und Generalsuperintendenten Dr. Böckel Statt gefunden hat. Die von dem so ehrenvoll bekannten Geistlichen bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede brachte vom allgemein religiösen Gesichtspunkte aus Treffliches zu Gehör, berührte jedoch zu flüchtig die künftige Stellung des Prinzen als Landesherr und sein Pflichtverhältniß zu den Unterthanen, was sich nicht wohl rechtfertigen ließ. — Der



Erbgroßherzog ist ein blühend frischer junger Mann, von fester, gedrungener Statur. Das Gesicht ist voll und hat viel Farbe, das helle Auge zeugt von Intelligenz und der Kopf, wie man versichert, hält, was das Auge verspricht. — Prinzessin Friederike, eine Tochter aus der zweiten Ehe des Großherzogs, ist nicht minder Liebling desselben, wie der Erbprinz. Im Uebrigen kann ich nichts von ihr sagen, als daß ich auch ihren Namen mit Liebe und Achtung nennen hörte.

## V.

Oldenburgs Theilnahme an Tagesfragen. — Adresse nach Schneidemühl. — Was wurde den Deutsch-Katholiken förderlich? — Das Oldenburger Casino. — Kastengeist und Philistertum. — Fabelhafte Verordnungen. Postvorrechte. Landstraßen. — Neue Gebäude der Residenz. — Das Militair.

Wenige Städte mag es in Deutschland geben, in welchen ein gleicher Grad von allgemeiner Empfänglichkeit und Theilnahme für jedes nur einigermaßen interessante öffentliche Begebniß sich kundgiebt, wie dies unbestreitbar in Oldenburg der Fall. Nur eine geographische Abgeschlossenheit trennt diese Ecke Deutschlands von den imposanten Mittelpunkten des öffentlichen und politischen Lebens der Nation. Geistig aber kreuzen sich mannigfach die Verbindungsfäden und ich habe mein Kleines, aber intellectuell ungemein regsames Oldenburg namentlich deshalb so lieb, weil es,

welche Tagesfrage auch aufstauchen mag, immer auf dem Qui vive steht, immer bereit ist, mit Herz und Verstand den Debatten zu folgen und seinen Theil von dem Triumph der Siege wie von dem Schmerz der Niederlagen heimzubringen. In unserem Hamburg ist das ganz anders. Der Handel drängt alles Sonstige mit plumper Ueberlegenheit in den Hintergrund. Seine Fragen, allerdings Lebensfragen, seine Interessen, seine Anforderungen vermögen es allein, für längere Zeit das Blut in den Adern rascher pulsiren zu machen und den Blick anhaltend auf einen Punkt zu richten. — Doch um rasch nach unserer gemüthlichen Ecke Deutschlands zurückzukommen, auch die Sache der Neukatholiken ist hier nicht bloß durch die schwabhafte Zeitungsglocke ausgeläutet worden, sondern hat echte Sympathieen erweckt, eine aufrichtig gefühlte Adresse nach Schneidemühl und dann Zerwürfniße zwischen Katholiken und Protestanten veranlaßt, die unter Andern in der überall im Großherzogthum gelesenen „Bremer Zeitung“ ein lebhaftes Echo fanden. Eine neue Gemeinde ist jedoch den Deutsch-Katholiken im Lande noch nicht entstanden. Der größte Theil der Bewohner ist protestantisch, in dem erkatholischen Münsterlande aber, die Kreise Becha und Kloppenburg umfassend, verhält bis jezt noch jeder Reformruf, wie eine Stimme in der Wüste. — Ich glaube übrigens, daß an den meisten Orten, wo die Kongsaat über Nacht emporschos

und der Baum des neuen Glaubensbekenntnisses urplötzlich neue Zweige ansetzte, nicht bloß die alte Kirche mit ihrem verjährten Unsinn, nicht bloß die römische Hierarchie mit dem trotzigem Aufrechthalten ihrer theilweise so vernunftschänderischen Satzungen daran Schuld, sondern auch in hohem Grade das Benehmen der Geislichen. Vielfach forderten diese den Abfall vom bisherigen Ritus recht eigentlich heraus durch schnöden Mißbrauch ihrer Amtsgewalt — um nur ein Beispiel zu erwähnen, erinnere ich an Braunschweig — durch Ueber- und Nebengriffe, durch thörichtes Bruskiren, durch herzlich einfältiges Prahlens mit einer Macht, die, näher betrachtet, eine rein imaginaire war. Wenn man ein offenes Pulverfaß umherfliegenden Funken aussetzt, kann die Explosion freilich nicht lange auf sich warten lassen.

Ein angenehmer Mittelpunkt für die Besprechung der Tagesfragen ist in Oldenburg das Casino. Von außen nur einseitig lobenswerth, wie mancher Schauspieler, hat es im Innern, namentlich zum Tanze und zur Conversation, große freundliche Säle im untern und obern Geschoß, eine fortgesetzte Restauration und ein Lesezimmer, welches so ziemlich mit den wichtigsten Producten vom deutschen Forunalmarkte versorgt ist. — Der Großherzog selbst ist erstes Mitglied und Protector des Casino, zu dessen Bau er sogar das Geld vorgeschossen hat. Der höhere Beamtenstand, die Offiziere und angeseheneren Kaufleute

bilden den Kern der sich hier einfindenden Gesellschaft. Leider wird durch das Casino, bei mancher lobenswerthen Seite, die sehr vortheilhaft in die Augen springt, der häßliche Kastengeist, die bestimmte Abgrenzung und Absonderung der Klassen, wie mancher andere Auswuchs des Klubbwesens, auffallend begünstigt. Kleinstädtisches Philisterthum wuchert überhaupt nur allzu gedeihlich noch unter den braven Oldenburgern. Man erlasse mir, diesen Begriff hier in allen Verzweigungen zu erörtern und durch Belege das hier Gesagte zu rechtfertigen. Der beste Beweis liegt, wie ich glaube, in den eigenen Klagen und Selbstbeschuldigungen der Oldenburger, die mir, wie wohl auch jedem Andern, der hier eine Zeit lang verweilte, zu Gehör kamen. Diese Aufrichtigkeit hatte übrigens etwas ungemein Rührendes und sie entwarfnet jeden Groll.

Auch auf dem Gebiete der Verordnungen und Gesetze ist in meiner lieben Heimath noch manches ganz unglaublich Kleinliche, ja krähwinklig Fabelhafte anzutreffen. Wer begreift z. B., daß es keinem Reisenden, der mit der Post irgendwo im Großherzogthum angekommen, gestattet ist, früher als nach 24 Stunden sich eines Omnibus oder Lohnkutschers zu bedienen? — Wer kann einen vernünftigen Grund dafür finden, daß jeder Postbeamte berechtigt ist, Uebertreter dieser Anordnung sofort in Strafe (Brüche) zu nehmen, die sich gewöhnlich auf 1 Vdr. beläuft!? — Wer

kann die Beschränkungen gutheißen, welchen die Omnibusunternehmer unterworfen sind und nach welcher sie sich länger als 12 Stunden in Oldenburg nicht aufhalten dürfen. Diese Frist überschritten, darf kein mit ihnen correspondirender Wagen abgewartet werden — das Gesetz würde strafen.\*) Und dieses Zwang-

\*) Ein Bericht aus Oldenburg in Nr. 142 der „Bremer Zeitung“ stellt diese kaum glaublichen Omnibusgesetze in ein besonders helles und halb komisches Licht. Ich kann mir die Mittheilung nicht versagen, muß aber bemerken, daß mir bei verschiedenen Omnibusfahrten dergleichen Unannehmlichkeiten nicht begegnet sind. Es heißt also an dem bezeichneten Orte:

„Ist Alles zur rechten Zeit fertig und die Abfahrt des Omnibus nicht versäumt, dann sollte man denken, stünde ihr Nichts entgegen. Nein, wieder ist es der Wagenmeister der Extrapost, der hindernd eintritt. Er nähert sich mit einem Polizeidiener, er untersucht das Innere des Omnibus, er mustert die Gesichter, die Anzüge der Insassen des Omnibus, — um zu ermitteln, ob wohl ein Ausländer (lieber Leser, hast Du nicht das Glück, im Oldenburgischen Deinen Wohnsitz zu haben, so muß Du es Dir gefallen lassen, von unserm Wagenmeister für einen Ausländer angesehen zu werden, wenn Du auch nur in Ostfriesland, Bremen oder im Hannoverschen Deinen Wohnsitz hast) im Omnibus sich befindet. Hat nun das prüfende Auge des Wagenmeisters einen Ausländer ermittelt, dann geht seine Untersuchung weiter dahin, ob der Ausländer 24 Stunden hier in Oldenburg verweilt hat. Ergiebt die Untersuchung, daß der Ausländer etwa mit dem vor dem Abgange des Omnibus angekommenen Omnibus von Leer oder Barel, oder auf sonstige Weise vor Ablauf von 24 Stunden zu Wagen angekommen ist, dann, Ihr lieben Insassen des Omnibus, müßt Ihr auf Oldenburgs Pflaster Euch mit Geduld fassen. Denn nunmehr hat es sich ergeben, daß die hier bestehende Postvorschrift, nach welcher Ausländer,

system herrscht in einem Lande, wo noch gar Viele sich lebhaft zu entsinnen wissen, wie die ersten Chausseen entstanden, in einem Lande, wo selbst die Postwagen früher bei der Abfahrt ein fünftes Rad oben auf nahmen — weil das Radzerbrechen auch auf kurzer Strecke etwas ganz Gewöhnliches war! Hier konnte das Sprüchwort: „unnütz und überflüssig sein, wie das fünfte Rad am Wagen“, keineswegs in Anwendung kommen. — Der weiche Marschboden macht übrigens den Chausseebau im Oldenburgischen sehr schwierig. Als ich im Jahre 1836 dort war, hatte

welche zu Wagen in Oldenburg angekommen sind, entweder 24 Stunden hier bleiben oder zur frühern Weiterreise Extrapost nehmen müssen, übertreten ist. Der Wagenmeister entführt nun den Insassen des Omnibus ihren Führer, mit welchem er zur Behörde geht, um diese Uebertretung anzuzeigen. Je nachdem nun hier die Sache schnell oder langsam befördert wird, müssen die Omnibusinsassen ohne Fuhrmann im Wagen der Rückkehr ihres Führers harren, und können an ein Weiterkommen nicht denken. — Daß durch dieses Verfahren viele Reisende abgehalten werden, sich der Omnibus zu bedienen, daß hiernach das Ineinandergreifen der Omnibus von verschiedenen Dörtern größtentheils überflüssig wird, ist leider eben so einleuchtend, als es gewiß ist, daß, ließe man die Reisenden ungehindert, ihrem Interesse nach, sich der Omnibus bedienen, der Verkehr sich noch mehr steigern wird. — Thöricht ist es, an einen Verkehr auf Eisenbahnen durch das hiesige Land zu denken, so lange diese, den Verkehr hemmende Vorschriften noch bestehen. Was will man hier mit Verkehrs erleichterungen, so lange man die Reisenden zwingt, entweder die Extrapost zu benutzen oder 24 Stunden hier zu verweilen?“

man eben die Anlage einer Landstraße zwischen der Residenz und meiner Vaterstadt (besser Vaterstädtchen) Zeven, dem zweiten Ort des Landes, beschloffen. Im Jahre 1839 besuchte ich die Heimath wieder und man arbeitete schon eine geraume Zeit. Nun bin ich im Jahre 1845 abermals dort gewesen und fand die Chaussée nur erst ein Geringes über die Wegeshälfte, Barel, vollendet. Gut Ding will Weile haben, am meisten eine Chaussée im Großherzogthum Oldenburg, wo die Regierung allein Jahr und Tag mit Erledigung der Gesuche sich zu befassen hat, welche gewöhnlich alle Dörfer der betreffenden Gegend einreichen, um die unmittelbare Nachbarschaft der neuen Heerstraße zu erlangen.

Dieser schlechte Zustand der Landstraßen ist es gerade, welcher, im Gegensatz zu den zahlreichen kostspieligen und prächtigen Bauten in der Residenz, vorwurfsweise herausgehoben wird. Der Landmann ist überall eifersüchtig auf den Städter, auf den Residenzstädter am meisten, und die kleineren Orte sind es nicht minder auf die großen. Ich habe schon oben gesagt, daß Bauten eine Lieblingsneigung des Großherzogs ausmachen. Seit meinem letzten Hiersein, wo eben die beiden schönen einander gegenüber liegenden Casernen am Heiligengeistthore entstanden waren, ist als wahres Prachtgebäude das Peter-Friedrich-Ludwigs-Hospital an der Petersstraße errichtet. Von den jetzt im Werden begriffenen Gebäuden verspricht



namentlich das mit der Stadtbibliothek zu vereinigende Museum und Naturalienkabinet der Residenz eine ausgezeichnet schöne, geschmackvolle und nützliche Neuschöpfung zu liefern. Eine neue Hauptwache in der Nähe des Schlosses, ein Cavalierhaus und einige sonstige Baunovitäten fielen mir noch angenehm auf. Wenn die einstigen Nachfolger des jetzt regierenden Großherzogs eben so freigebig wie er mit diesen steinernen Geschenken sind, wird Oldenburg ein kleines Berlin an offiziellen Prachtgebäuden.

Mit geringerem Vergnügen kann ich über das Militairwesen der kleinen Residenz berichten. Dies scheint mir unverhältnißmäßig ausgedehnt. Eine Straße zu passiren, ohne auf eine Uniform zu stoßen, ist fast unmöglich; durchschnittlich ist der Behnte uns Begegnende ein Soldat. Auch behauptet der Militairstand in der Gesellschaft ein Uebergewicht, welches den Civilisten gewiß fortwährend unbequem ist. Daß namentlich unter dem Offiziercorps Sitte und Bildung herrschen, mag Vieles mildern und jenes Vordrängen minder unangenehm machen. Nie wird sich aber der Uniformdünkel ganz verbannen lassen und das Lustloch an dem oben spitz zulaufenden Helm — auch das Oldenburgische Militair folgte dem preussischen Vorgange — wird auch nicht als Ausgangsort dafür zu betrachten sein. — Der Adel hat vorzugsweise das Anrecht auf Offizierstellen; daß Bürgerliche keineswegs ausgeschlossen, beweist Oberst Mosle, Adjutant des



Großherzogs und, wie schon erwähnt, in besonderer Gunst bei demselben stehend. — Der Oldenburgische Militäretat kostet jährlich etwa 200,000 Thaler. Für ein Bundes=Contingent von 4800 Mann ist diese Summe fast überraschend gering. Freilich sind, von den Subalternoffizieren an, die Leute nicht gerade hoch besoldet. Der Gemeine, welcher im Hamburgischen Corps 3 Thaler monatlicher Löhnung empfängt, hat im Oldenburgischen nur 2 Thaler, im Uebrigen nahrhaft kräftige Casernenkost. Die Bedürfnisse, für welche der Soldat selbst zu sorgen hat, sind allerdings in der kleineren Residenz gewiß billiger als in der großen Handelsstadt.

Die Oldenburgischen Offiziere tragen keine Schnurrbärte. Ehemals war das anders. Es wucherten die schwarzen, braunen und blonden Muthbezeugungs=Haarbüschel sehr üppig auf den Oberlippen unserer Vaterlandsvertheidiger. Die verstorbene Großherzogin fand jedoch, daß die zur Tafel gezogenen Offiziere in dieser Mundbewaldung sehr unappetitlich Vorrathskammern der servirten Gerichte anlegten, daß sie eben so viel mit den Schnurrbärten wie mit dem Munde aßen. Die hohe Dame äußerte sich darüber mißfällig gegen ihren Gemahl und dieser, galant, verbindlich, wie immer, befahl eines schönen Morgens dictatorisch, daß sämmtliche Schnurrbärte der Armee unerbittlich den Scheermessern zum Opfer fallen müßten. Und es geschah also. Der einzige Schnurrbart im Olden-

burgischen Corps ist ein hanseatischer, der des von Hamburg zum Brigade-Adjutanten dorthin berufenen Hauptmanns B.

## VI.

Die Juristen. — Der Stadtmagistrat. — Die Verfassungsfrage.

„Die alten Römer“, heißt es in den „Kleinen Lebensbildern aus der Mappe eines deutschen Arztes“\*) von Dr. Goldschmidt, einem sehr tüchtigen Oldenburgischen Arzte, „die alten Römer hat man öfters ein juristisches Soldatenvolk genannt, weil Krieger und Rechtsgelehrte die einzigen Träger des Staates waren und die ganze Masse der übrigen Bürger gar nicht in Anschlag gebracht wurde (misera plebs). Nur dem Stande des Kriegers und der Rechtsgelehrten widmeten sich die Söhne der Patricier; denn allein in diesen Ständen war Ansehen, Macht und alle sonstige Herrlichkeit der Welt zu erlangen.“ *Tout comme chez nous!* Bei uns in Oldenburg ist's grade so wie im alten Rom. Wer bei uns etwas gelten will, muß Jura studiren oder dem Kalbsfell folgen; *tertia non datur*. Nur einem Menschen von plebejischer Abkunft kann es in den Sinn kommen, sich einen andern Beruf zu wählen. — Die sogenannte Staatsdienerschaft kann man hier in zwei Classen theilen: die Staatsherrn

\*) Bis jetzt 2 Bändchen; Oldenburg 1845, bei G. Stalling.

und Staatsknechte; Ersteres sind die Juristen, Letzteres die Nichtjuristen, die auf den untersten Sprossen der Rangleiter für einen kleinen Lohn die schwersten, wichtigsten, verantwortlichsten Geschäfte zu erfüllen haben (z. B. die Lehrer, die sämmtlichen sogenannten Techniker, die Forstbeamten u. s. w.) und stets einem Juristen oder einem Collegium von Juristen untergeordnet sind. Alle Stellen im Staate, mit denen bedeutende Emolumente verknüpft sind, die Macht, Glanz und Geld verleihen, dazu werden nur Juristen genommen. — Fragt man hier zu Lande: „Wer ist Präsident des Consistoriums?“ so erhält man die Antwort: „Ein Jurist!“ — „Wer ist Präsident des Finanzcollegiums?“ — „Ein Jurist!“ — Woraus besteht das ganze Finanzcollegium? Etwas aus Leuten, die ex professo das Geldwesen u. s. w. verstehen?“ — „S bewahre! Aus Juristen!“ — „Woraus besteht das ganze Cabinetsministerium, woraus alle administrativen Behörden?“ — Aus Juristen!“ — „Wer steht dem Forst- oder Postwesen vor? Wer dem Straßenbau, dem Deichbau, dem Medicinalwesen?“ — „Ein Jurist!“ — „Wer hat die höchste Leitung der Bibliothek? Wer präsidiert dem Militaircollegium?“ — Immer und immer: „Ein Jurist“, — oder doch wenigstens Einer, der sich drei oder vier Jahre, bloß um Jura zu studiren, auf der Universität aufgehalten hat. — Fragt man nun weiter: „Woher kommt's denn, daß nur die Jurisprudenz zu allen diesen Dingen befähigt ist? — Ist etwa

zur Ausübung aller der genannten Functionen unumgänglich eine tiefe Rechtskenntniß nöthig?“ so erhält man zur Antwort: „Nein, das gar nicht; die höheren Administrativ-Beamten haben längst ihr Fuß wieder verschwikt (?); man findet unter den Juristen einzig und allein brauchbare Geschäftsmänner; daran liegt's!“

Mag nun der Grund des erstaunlichen Uebergewichts der Juristen in allen Zweigen der Verwaltung in einem bloßen Vorurtheil liegen, wie der Lebensbilder zeichnende Arzt weiter andeutet, mag er im althergebrachten Schlendrian oder in einer theilweisen Rechtsanmaßung zu suchen sein — das Privilegium der Juristen in Oldenburg scheint unerschütterlich. Es wird im ähnlichen Umfange wohl nicht leicht in andern deutschen Ländern gefunden. Daß Alle zufrieden mit ihrer Stellung, ihrem Gehalte und ihren Aussichten in die Zukunft, glaube man jedoch nicht. Ich habe Beamte gesprochen, denen sämtliche hier aufgezählte Vorzüge und Herrlichkeiten ihres Standes fremd zu sein schienen und die des Jeremia Klagelieder noch zu überstimmen suchten. — Freilich, wo in der Welt gäbe es wohl keine Unzufriedenen?

Sehr charakteristisch heißt es noch in der angeführten Schrift: „Wie die Juristen auch bei unserm Volke in Ansehen stehen, das geht daraus hervor, daß man sie vorzugsweise „De Herren“ nennt. Wählend der Bauer sagt: „de Dokter, de Förster, de Pastor

is hier“, sagt er: „da fährt de Herren van Oldenborg, de Herren vant Gericht, van de Raamer“.

Eigenthümlich ist auch, daß sich der Oldenburgische Juristenstand fast immer aus sich selbst zu ergänzen pflegt. Der Vater scheint die Neigung für den erwählten Stand auch auf den Sohn zu übertragen. Selten hingegen trifft es sich, daß ohne des Erzeugers oder eines nahen Verwandten Beispiel ein junger Mann sich dem Staatsdienst widmet — dieser Begriff und der „Sura studiren“ sind, nach dem oben Gesagten, so ziemlich identisch. — Man darf nicht glauben, daß eine bestimmte Begrenzung und ein abgesondertes Fortwachsenlassen der Stände von oben herab gewünscht werde. Vielmehr macht sich dieser halb egyptische Kastengeist ganz von selbst. „Militair oder Jurist!“ dies ist das Lösungswort bei der Berufswahl aller Eltern, die eine ähnliche Stellung einnehmen. Wahrhaft zu den Ausnahmefällen gehört der Eintritt in den Theologen-, Philologen-, Kaufmanns- und Gewerbe-stand; besonders die beiden letzten rekrutiren sich fast unausbleiblich aus sich selbst.

Neuerst streng soll überall im Großherzogthum das juristische Examen sein — der einzige Damm vermuthlich, welcher dem fortwährenden Andränge zum Beamtenstande gesetzt werden konnte. — „Ohne sein juristisches Examen gemacht zu haben“ — ich citire noch einmal die Lebensbilder — „würde ein Metternich, ein Guizot, ein Peel hier zu gar nichts zu gebrauchen

sein; nur allein Mosen, der kürzlich als Dramaturg hierher berufen ist, macht eine Ausnahme von der Regel; ihn hat man ohne Weiteres angestellt, doch wohl nur, weil er bereits sein juristisches Staatsexamen in Sachsen gemacht hatte. — Mit Sorge und Angst denken die Eltern, deren Kinder Sura studiren müssen, wenn dieselben noch ganz jung sind, an das juristische Examen, das ihre Lieblinge einst zu überstehen haben, und alle möglichen Gefahren, die der Kindheit und der Jugend drohen, treten vor dieser einen großen Sorge gänzlich in den Hintergrund. — Wenige Wochen nach der Entbindung der jungen Frau eines Beamten trete ich in das Wochenbettzimmer und finde hier den Vater, der, seinen kleinen erstgeborenen Sohn auf den Armen schaukelnd, mir froh entgegenruft:

„Ha, Doktor, seh'n Sie mal, was das für'n fixer Junge ist! Wie klug sieht der kleine Mensch schon in die Welt hinein!“ — Doch plötzlich wurde der Vater ernst und nachdenklich, sah mit tiefer Wehmuth erst den Knaben, dann seine Frau an und sagte darauf beklommenen Herzens: „Ach, liebe Julie, wenn er doch erst glücklich durch's Examen wäre; ach, hätte er doch erst den zweiten Charakter mit Auszeichnung erwischt!“ — „Laß uns zufrieden sein, lieber Carl“, erwiderte die Frau, die Tochter eines Beamten, „wenn er auch nicht mehr als den zweiten schlechtweg bekommt!“

Darüber könnte ja selbst ein Hypochonder oder, was nach den Lebensbildern aus der Mappe eines

Arztes gleichbedeutend ist, ein oldenburgischer Jurist lachen, dessen nie zu bewältigender Despot, dessen unsterblicher Tyrann das Gangliensystem sein soll. Hypochondrie war vielleicht auch der Grund, daß die Deffentlichkeit der Sitzungen des Stadtraths, worauf neulich angetragen war, nicht durchging. Und es wäre doch ein sehr erfreulicher Fortschritt gewesen, wenn die Bürger der Residenz den ihr Wohl und Heil betreffenden Verhandlungen hätten beiwohnen können. Vielleicht aber wollte man kühneren Wünschen dadurch keine frische Nahrung geben und die Einbildungskraft von mancherlei extravaganten Sprüngen abhalten. Eine noch viel interessantere Frage geht nämlich jetzt im Oldenburgischen von Thür zu Thür; sie schreitet sehr behutsam, um keinen Lärm zu erregen, auf den Fußspitzen einher, spitzt aber sehr erwartungsvoll die Ohren, ob ihr nicht bald die gewünschte Antwort werde. Es ist dies die Verfassungsfrage, geboren, hervorgegangen aus einem ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit gegebenen Versprechen des Großherzogs, an welches laut zu mahnen Ehrerbietung und Vertrauen nicht zuzulassen scheinen. Vertrauen! Ja, der edle, keines Unrechts wider sein Volk fähige Regent verdient es im höchsten Grade. Während seiner Herrschaft wird sicher keine Handlung begangen, die eine Versammlung von Volksvertretern als unverantwortlich verwerfen müßte! — Doch der verehrte Großherzog steht in seinem dreiundsechzigsten



Lebensjahre. Da er im Stande ist, und es früher wohl auch seine Absicht war, dem Lande eine bedeutsame Garantie für die Handlungen seiner Nachfolger zu geben, so sollte er nicht länger damit säumen. Gerade weil ihm das Wohl desselben so warm am Herzen liegt, sollte er für sich selbst die Beruhigung mit hinübernehmen in das Jenseit, für immer seinen braven Oldenburgern Schutz und Schirm wider Rechtsübergriße und Despotismus späterer Regenten verschafft zu haben.

Doch diese Ansicht der Verfassungsfrage ist nur eine einseitige. Das Volk selbst hat, wie in Preußen, ein wohlbegründetes Recht zur steten Wiederanregung. Das Verlangen nach einer Constitution ist keine leere Blase, die der Strom des Tagesgesprächs, der Zeitungsplauderei aufwirft, sondern entspringt der Herzenstiefe Aller, deren patriotisches Fühlen noch nicht gänzlich abstarb im Werkeltagstreiben, die noch ein klares politisches Bewußtsein sich bewahrten, die der Ueberzeugung fähig sind, daß die Oldenburger einer Verfassung so werth, wie nur irgend ein deutscher Volksstamm es sein kann!

Daß Oldenburg früher als Preußen, trotz der neuesten Königsberger Demonstrationen, am Ziele seiner landständischen Wünsche sein wird, scheint mir unzweifelhaft.



## VII.

Literatur und Theater. — Adolph Stahr. — Julius Rosen. — Theodor v. Kobbe. — Die Namensbrüder und ein Portrait auf der Bühne. — Baron v. Gall. — Von der Bühne im Allgemeinen. — Der freundschaftliche Enthusiasmus.

Im Verhältniß zu seinem Umfange und zu seiner Einwohnerzahl — etwa 7000 — entwickelt Oldenburg wahrhaft erfreuliche geistige Regsamkeit. In spöttischem Ton wurde es von seinen mißlaunigen Nachbarn, den Bremern, das neue Weimar genannt, doch mag sich Oldenburg diese Ironie recht wohl gefallen lassen. Kommt sie auch nicht ganz der Wahrheit nahe — denn die Göthe, Schiller, Wieland und Herder fehlen hier allerdings — so ist doch damit sehr ehrenvoll der intellectuelle Höhepunkt einer Stadt bezeichnet, wo neben einander, in Wissenschaft und Kunst, ausgezeichnete Kräfte wirken und einem edlen, würdigen Ziele mit regem Eifer und glücklichem Erfolge nachstreben. Dem Weimarischen Fürsten und Mäcen, Karl August, haben wir einen Paul Friedrich August entgegenzustellen, dessen Sinn für alles Höhere und Edlere des Lebens sich oft genug durch die That beurfundete. Moses's Berufung als Dramaturg für das Oldenburger Hoftheater, die so viel besprochen und anfangs gar nicht geglaubt wurde, braucht hier kaum als ein Hauptzeugniß hervorgehoben zu werden. Die Männer der Wissenschaft und Kunst in Oldenburg kennen so manches. — Wer für jene Berufung besonders thätig sich



7  
J. 43
 erwies, das war Professor Adolf Stahr, welcher seit den neun Jahren seines hiesigen Aufenthalts ein Hauptvertreter und Vorkämpfer aller geistigen Interessen Oldenburgs gewesen. Stahr's Stellung in der Residenz ist gleichzeitig eine sehr geachtete, beneidete und gefürchtete. Der Conrector eines Gymnasiums, welcher, neben sonstigem üppigen Haarwuchse, sogar einen — Schnurrbart tragen darf, muß nothwendig Autorität in einer kleinen Stadt sein. Sonst wäre ja ein solches Wagstück unerhört und hätte längst die übelsten Folgen gehabt. Wie ganz anders hatte ich mir diesen tüchtigen Gelehrten und geistvollen Kritiker vorgestellt, nämlich als kleines, feines, glattköpfiges, wohlbeleibtes Männchen, mit pedantischen, gemessenen Manieren und aller Steifheit des Gelehrtendünkels. Wie ich zu dieser kuriosen Vorstellung gekommen, weiß ich selbst nicht, denn sie stimmt keineswegs zu Stahr's Art, sich in seinen Schriften zu geben. — Sein Aeußeres hat gewissermaßen die Physiognomie des völlig Ungenirten der jungdeutschen Literatur. Der Wuchs ist schlank, fast hager, der Blick geistvoll und stechend, die Züge des wenig vollen Gesichtes haben etwas Leidendes, erklärt durch ein oft wiederkehrendes Halsübel, dessen sich Stahr gegenwärtig durch ein längeres Verweilen unter italienischem Himmel zu entledigen hofft. — In Stahr's Weise zu sprechen liegt entschieden ausgeprägt die Klarheit, Ruhe und Sicherheit eines vollkommen gerechtfertigten Selbst-

bewußtfeins und eines philosophischen Geistes, der in den Kern und Mittelpunkt der Dinge einzudringen gewohnt ist. Stahr verläugnet auch im Gespräch den seltsamen Fehler nicht, welcher sich in seinen Kritiken kund zu geben pflegt — er ist für Menschen und Kunstwerke, die ihn befriedigen, ihm gefallen, zu sehr Enthusiast. Er hat z. B. für Gutzkow's Lustspiel „Das Urbild des Tartüffe“ förmlich geschwärmt, lief, als er kaum zwei Akte des Stückes gelesen hatte, spornstreichs mit dem Buch in der Tasche zu Moser, zündete, ein Enthusiasmusbrand, diesen augenblicklich an und betrieb dann die Darstellung des Lustspiels aus allen Kräften. „Das Urbild des Tartüffe“ erschien wirklich auf der Oldenburger Bühne zuerst. Stahr schrieb dann, noch immer in vollen Enthusiasmusflammen stehend, für das Sonntagsblatt der „Weserzeitung“ eine Kritik desselben, die wie eine Jubelhymne klang und als Weihrauchmantel das Stück umhüllte. Stahr's kritisches Wort hat durchgreifende Bedeutung, und es gab auch diesmal dem Urtheil über das genannte Lustspiel an den meisten Orten eine günstige Richtung. Wer weiß nicht, daß viele, viele kritische Stimmen Deutschlands gar keinen eigenen Born haben, aus welchem sie ihr Urtheil schöpfen, daß sie sich gewöhnlich erst rechts und links nach dem Impuls umsehen, welcher ihren Ausspruch bestimmt. Stahr's Urtheil also hat dem „Urbild des Tartüffe“ ungemein genützt. Mag immerhin persönliche Beziehung zu dem Autor dabei

mitwirkendes Motiv gewesen sein, der Kritiker empfand auch, wie er schieb — er war wirklich Enthusiast. — Im Theater ist er es nicht minder als am Schreibtisch. Wir standen neben einander bei der ersten Aufführung von Mosen's „Don Johann von Oesterreich“. Bei mancher vorzüglichen Stelle der Dichtung, bei manchem besonders gelungenen Moment der Darstellung, wo das überhaupt ziemlich kalte Publikum nicht gleich auflodern wollte, wurde der Professor, der Conrector, der ehrbare Schulmann zum begeisterten Tonangeber, dessen Bravoruf und Händeklatschen zuweilen allerdings einstimmig blieb, meistens aber doch ansteckende Wirkung übte. — Stahr mag ein Sechszunddreißiger sein, ist Gatte und Vater; sein früherer Wirkungskreis war in Dresden. Seine Arbeiten als Kritiker, Dramaturg und Litterarhistoriker sind längst allgemein anerkannt und zählen zu den vorzüglichsten der jetzigen Epoche. Auf diesem ziemlich abgeschlossenen Felde seiner Thätigkeit — dichterische Productionen sind mir von Stahr bis auf eine Novelle nicht bekannt — entwickelt er den so äußerst seltenen Dualismus scharfen Verstandes und warmer Gemüthstiefe. Während der Erstere sondert, sichtet und forscht, quillt aus der Letzteren gleich anfangs Wohlwollen, Theilnahme, Freundschaft für den Gegenstand, mit dem er sich beschäftigt. Freilich wird ein günstiges Vorurtheil, eine freundschaftliche Stimmung für denselben wohl auch in Stahr's Beurtheilungen merkbar. Stahr's Feder taucht sich jedoch nicht

leicht in Galle, sie wird nur in seltenen Fällen zum Nichtschwert und Marterwerkzeug. Sie arbeitet aber mit ungewöhnlicher Leichtigkeit und hat z. B., schon im Begriff, zur italienischen Reise in den Wagen zu steigen, noch dem am 22. Febr. d. J. heimgegangenen Theodor v. Kobbe im Umsehen einen Denkstein\*) gesetzt, mit dessen 48 Royal-Octavseiten der theure Schatten sich vielleicht noch an den Ufern des Styr die Zeit vertreiben konnte. — Auch in der Auffassung Kobbe's hat Stahr jenen Enthusiasmus, jenes Excentrische nicht verleugnet, von dem ich als einem Grundzug seines Wesens gesprochen. Ich kann den Strahlenkranz, welchen er um des Verstorbenen Haupt geflochten, nicht ganz unangetastet lassen. Kobbe war ein recht gemüthlicher Mensch, ein aufgeweckter Kopf, aber ein Humorist von der leichten Sorte, wie man sie nicht bloß in der Literatur, auch in der gewöhnlich gebildeten Gesellschaft ohne Mühe findet. Er beging fortwährend den großen Fehler, auch die magersten Abschnitel seiner guten Einfälle für öffentlich mittheilenswerth zu halten. Er tischte nicht selten Anekdoten auf — besonders die jüdischen dieser Gattung schienen ihm unschätzbar — wie die Bauern von Großbuchenhain und Dippoldswerdau sie ihren Kalendermachern schon seit Menschengedenken anzufertigen streng verboten hatten. In

\*) Theodor v. Kobbe. Ein Denkstein von Adolf Stahr. Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung.

seinen sogenannten humoristischen Reiseberichten passieren ihm die allergewöhnlichsten Dinge, Abenteuer, wie sie sich selbst auf der Tour zwischen Stolpe und Danzig einstellen müßten. — Unser guter Kobbe aber erblickte nur Absonderliches, Unerhörtes und berichtet es mit einer Selbstgefälligkeit und Plauderhaftigkeit, wie wir sie nur an Wirthstafeln oder Theetischen, wo die Butterbröte mit Anekdoten belegt werden müssen, am geeigneten Orte finden. Namentlich Kobbe's „Humoristische Blätter“, wie seine letzten Reisebände — die früher erschienenen sind gehaltreicher — bestätigen die Wahrheit des hier Gesagten. — Eine vortreffliche Seite an Kobbe war sein echt humanes Fühlen und Denken, seine leichte Erregbarkeit für die Leiden Anderer, von der er häufig Zeugniß ablegte. So erzählt Stahr: „Ich erlebte es auf einer Rheinfahrt, daß Kobbe am sonnigsten Sommertage auf dem Dampfboote zwischen Koblenz und Mainz die ganze Zeit in der Kajüte zubrachte, um einer ihm völlig unbekanntem, schwerkranken Frau Gesellschaft zu leisten und ihren Trübsinn durch seine heiteren Erzählungen zu verschleichen.“ — An einer andern Stelle heißt es: „Dieser beispringende, hülfreiche Thätigkeitstrieb hatte nach und nach einen wahren Jean Paulschen Armenadvokaten aus ihm gemacht und er pflegte wohl selbst zu sagen, daß alle schlimmste Noth und Misere in und um Oldenburg sich an ihn wende. Seine eigenen Mittel waren gering und doch überstieg

was er gab, oft die Gaben weit wohlhabenderer Leute. Daneben aber ward er in schriftlichen und mündlichen Bevorwortungen, Suppliken, Subscriptionsveranstaltungen u. dgl. ein unermüdlicher, seinen Freunden oft recht stürzamer Anwalt der Armen und Nothleidenden. Als er einmal höchsten Orts, wo er für seine Schützlinge allmählig eine ergiebige Goldquelle flüssig gemacht hatte, im Eifer des Verlangens: für einen sehr dringenden Fall eine bedeutende Unterstützung zu erwirken, in seiner Bittschrift sich freiwillig verpflichtet hatte, im Gewährungsfall nicht wieder mit seinen Gesuchen zu behelligen, nahm er vierzehn Tage später diese seine Verpflichtung in der nächsten Supplik wieder zurück, indem er das humoristische Versprechen hinzufügte, sich künftig nie wieder ein solches Gelöbniß begeben zu lassen.“

Weil ich Kobbe's literarischen Werth nicht so hoch wie den Stahr's anschlagen kann, fühle ich mich um so mehr gedrungen, den biedern, edelsinnigen Menschen auch in diesen Blättern in das hellste Licht zu stellen. Zur Verbesserung des Looses entlassener Sträflinge, zur Erlangung eines Schutzrechtes für die deutschen Heimathlosen, zur Vernichtung der privilegirten Spielhöllen und des Lotto's, zur Ausdehnung des Mäßigkeitsvereins und der Toleranz in Glaubenssachen — ob sein Streben in letzterer Beziehung auch über die christlichen Glaubensbekenntnisse hinaus ging, weiß ich nicht — war er mit regem Eifer thätig und Kob-



be's große, wohlverdiente Popularität sicherte seinen Bemühungen auch fast immer guten Erfolg. Dringlich war die Ausstellung von Karitäten und mehr oder minder bedeutenden Sehenswürdigkeiten, zu welcher Kobbe kurz vor seinem Tode die erste Anregung gab. Zweck der kuriosen Ausstellung war, in dem ungewöhnlich harten und langandauernden Winter Bedürftigen Feuerungsmittel zu verschaffen. Der Ertrag soll ein reichlicher gewesen sein.

Th. v. Kobbe hat im Uebrigen neben dem Ruf eines vortrefflichen Menschen den eines schwerfälligen Zahlers mit in's Grab genommen. Der Humor hat noch nie in Deutschland eine ergiebige Münzstätte anlegen können. Kobbe war noch dazu einer der jovialsten Lebemänner und nahm in Gelddingen Alles von der leichten Seite. Selbst Kobbe's ihm so nahe befreundeter Biograph kann den verfänglichen Punkt der Zerrüttung seiner bürgerlichen Verhältnisse nicht ganz mit Schweigen übergehen. Am schonungslosesten wurde jedoch diese schwache Seite herausgestellt in den Spalten eines überhaupt viel Aergerniß gebenden Oldenburger Blattes, „Der Beobachter“, auf welchen ich in einem andern Kapitel zurückkommen werde. In der Parodie einer Ode des Virgil erschalle an Kobbe's Sarge der Klagegesang der Gast- und Weinwirthe, der Schuster, Schneider, Kaufleute u. s. w. wunderbar rührend. Ich traue dem seligen Kobbe, wie sehr ich mich auch von Ueberschätzung seines Talentes fern



gehalten, doch Humor genug zu, um über diesen, nach gewöhnlicher Auffassung ziemlich rohen Nachruf, auch im Jenseit herzlich lachen zu können.

Die nächste allgemein bekannte und so rühmlich hervorragende literarische Persönlichkeit, welche ich hier flüchtig skizzire, ist Julius Moser. In vollem Galackeide, nach der Statt gehaltenen Confirmation des Erbprinzen vom Schlosse kommend, sah ich ihn zuerst. Briefe hatten wir schon in früherer Zeit gewechselt, waren auch im vorigen Jahre zu Hamburg bereits persönlich bekannt geworden. Moser gehört übrigens entschieden zu den Menschen, welchen man auf den ersten Blick, nach den ersten Worten gut sein muß. Wie contrastirte dieses gestickte, bordirte Hofkleid zu dem treuherzigen, ungesuchten Tone seiner Worte, zu dem biedern deutschen Händedruck und dem freundlichen Blicke des dunkeln, geistreichen Auges. An Moser ist nichts Gemachtes, Erkünsteltes; aber es liegt etwas eigenthümlich Anziehendes, gleichsam ein Gepräge von höherer Hand, in seinem Wesen, wie ich dies ähnlich nur bei dem genialen Bilderschwelger Karl Beck gefunden, der

„Aus dem Lande der Magyaren,

Aus dem Land der süßen Trauben

Gezogen jung und unerfahren

In das Land der Eichenlaubten.“

Moser hat weder schöne noch geistreiche Züge; es ist Alles bei ihm so brünet, so dunkel schattirt — wie

ich hörte, durch ein Leberübel — daß der früher einmal durch seinen Namen angeregte, von ihm öffentlich widerlegte Verdacht jüdischer Abstammung — Mosen ließ nämlich auf Moses und Mosaismus schließen — durch sein Neuzeres eher verstärkt als gemindert werden mußte. Doch dieser entsetzliche Argwohn ist gründlich abgewiesen. Nun da man weiß, daß Mosen sogar einer Predigerfamilie entsprossen, bleiben seine Dichtungen von jeder antijüdisch gesinnten Feder unangetastet. — Seine Stellung in Oldenburg als Dramaturg des Hoftheaters — mit 800 Thaler Jahresgehalt — ist eine für Mosen selbst sehr angenehme und dem Kunstinstitut erspriessliche. Leute, die vor allen Dingen nur die materielle Seite in's Auge fassen, die nicht eher an etwas glauben, bis sie es betasten und betupfen können, die ferner von dem feineren Organismus des Theaterlebens gar keine Idee haben — solche, übrigens unzurechnungsfähige, Käuze betrachten Mosen's Anstellung als eine sehr überflüssige. Die 800 Thaler, welche er jährlich bezieht, möchten sie lieber in den Farbetopf des Decorationsmalers oder in die Requisitenkasse gesteckt wissen. Sie ahnen nicht, welche große, wesentliche Vortheile für eine Bühne dadurch entstehen, daß neben sorgfältiger Leitung des Technischen und Materiellen den rein geistigen und poetischen Elementen ununterbrochene Förderung verschafft, daß dem hervorragenden Dichter bei seinen Vertretern, den Schau-

spielen, ein Dolmetscher gegeben werde, welcher ihnen in der großen Mehrzahl unumgänglich nöthig. Eben so wahr wie erschöpfend sagt Hr. v. Gall in seiner recht beachtenswerthen und mit voller Anerkennung gewürdigten Schrift: „Der Bühnenvorstand“:

„Es muß Jemand als oberster Leiter vorhanden sein, welcher den Künstler über die Auffassung und Darstellung seiner Rolle und noch besonders im Zusammenhange mit dem Ganzen aufzuklären weiß, welcher alle Fäden des Ganzen in seiner Hand concentrirt und so die einzelnen Theile zu einem Ganzen, im Sinne seiner Anschauung, gestaltet. — — Es leidet keinen Zweifel, daß ein im Allgemeinen gebildeter Mann, mit einigem Sinn für das Edle, mit einiger Einsicht in das Gebiet der Kunst, als Intendant vielen Darstellern bei dem Einstudiren ihrer Rollen schon recht wesentliche Dienste leisten und sie, aus dem gewöhnlichen Gebiet der Routine, wenigstens auf den Standpunkt eines künstlerischen Strebens stellen kann. Er wird aber nie die Aufgabe lösen, welche als höchstes Ziel der Bühnendarstellung gesteckt werden muß, und er wird daher auch nicht im Stande sein, selbst mit dem besten Willen, das Theater in ein würdiges, den Opfern entsprechendes Kunstinstitut verwandeln zu können. Dieses kann nur ein gemeinschaftlich mit dem Intendanten wirkender Bühnendichter, welcher seine ganze Thätigkeit und seinen dichterischen Genius ausschließlich dem erwähn-

ten Wirkungskreise widmen kann und muß. — Die Sache scheint mir sehr klar. Bei der Darstellung handelt es sich, wie schon mehrere Mal gesagt, um die Verwirklichung eines dichterischen Werkes auf der Bühne. Die erste Bedingung ist aber hier die möglichst richtige Auffassung der Dichtung. Schwierig findet sich aber gegenwärtig in Deutschland ein Theater-Intendant, der so tief in den Geist einer Dichtung eingehen und so alle ihre Nuancen erfassen kann, wie man dieses von einem als tüchtig anerkannten Bühnendichter annehmen muß. (Welche Bescheidenheit! Ein Theater-Intendant, ein Hofmann, ein Autor verschiedener von dem Publikum wie von der Kritik wohlaufgemommener Bücher schreibt dies!) — Das, worauf es am Wesentlichsten ankommt“, schließt Hr. v. Gall, „ist ja gerade das innerste Wesen, das ausschließliche Eigenthum des Dichters. Neben dem ihm innewohnenden dichterischen Genius steht ihm die Erfahrung und ferner die mächtige Stütze eines für diesen Zweck gemachten tiefen wissenschaftlichen Studiums förderlich zur Seite.“

Es wäre schlimm, wenn man in den Augen Deurer, welche für Dramatik und Literatur irgend ein Interesse hegen, Mosens Berufung nach Oldenburg irgend zu rechtfertigen hätte. Möchten nur viele deutsche Bühnen der Oldenburger folgen und in der Berufung tüchtiger Dramaturgen eine Aufgabe sehen, deren Erfüllung ihnen in den meisten Fällen ein

gleiches Capital an Ehre, ästhetischem und praktischem Nutzen eintragen wird.

Ueber Mosen als Lyriker, Novellist und Dramatiker würde hier ein weitläufiges Urtheil sehr überflüssig nachgehinkt kommen. Mosen ist ein werthvoller, blickender Edelstein in dem Diadem deutscher Poesie der Gegenwart. „Sein Auge ist das Fenster seiner Seele und ein Blick hindurch läßt gewahren, wie wunderbar reich an herrlichen Gedanken es in dieser Tiefe wogt und wallt, wie sie üppig dort ausschließen die goldenen Blumen der Phantasie, wie sich dort Libellen im Windesathem auf schlankem Stengel wiegen und wie geheimnißvolle Lichter spielen auf der Oberfläche dieses Wundersees.“ — So ungefähr sprach sich eine begeisterte Oldenburger Stimme, Mosen betreffend, gegen mich aus. Aber nicht Alle reden von dem Dichter in diesem Dithyrambenton. Von seinen in Oldenburg aufgeführten dramatischen Werken — in denen der Lyriker immer nur erkennbar bleibt — hat am entschiedensten „Katte und der Sohn des Fürsten“ durchgeschlagen. „Otto der Dritte“ — den ich einst mit wahrer Bewunderung gelesen — und „Herzog Bernhard der Große“ hatten, namentlich das letztere Stück, viele Stimmen gegen sich, doch enthusiastisch für sich in der Bremer Zeitung und an andern Orten die Stimme Ad. Stahr's, der, Arm in Arm mit seinem Carlos=Mosen, das ganze antikritische Jahrhundert in die Schranken fordert. Der

ersten Darstellung des „Don Johann von Oesterreich“ habe ich, wie schon erwähnt, selbst bewohnen können. Dieses Drama Mosens, obwohl von bedeutenden Schwächen nicht frei — die gefährlichsten liegen in einem matten fünften Akte und in offenbaren Reminiscenzen bekannter Dichtungen — beurkundet dennoch einen richtigen Fortschritt des Dichters. Er ist hier nämlich aus den duftigen Blumengesilden der Lyrik entschlossenen Fußes hinübergetreten auf das Gebiet dramatischer Bewegung und thatkräftiger Spannung, ohne daß deshalb den Anforderungen der Poesie, wie sie schon in Mosens Naturell begründet liegen, minder ihr volles Recht geschehen wäre. Ja, die Sprache dieses Trauerspiels ist an vielen Stellen um so ergreifender, weil sie ihr Mark und Blut aus den Adern einer spannenden, wenn auch etwas verworrenen Handlung empfängt. Das Theatralische geht hier mit dem Lyrischen Hand in Hand; beide Elemente verschmelzen und ergänzen sich gegenseitig. — In der Grundidee ist Mosens „Don Johann von Oesterreich“ manchem Mißverständniß ausgesetzt, was sich auch schon nach der Oldenburger Aufführung ergab. In dem Prolog wendet sich der Dichter, nach shakespeare'scher Weise, den Standpunkt seines Stückes im Voraus angehend, an das Publikum mit den Worten:

„ — — — Wie Ihr kaum dem Schiffer,  
Der sich im Sturm auf's hohe Meer gewagt,  
Verweigert die Theilnahme an der Fahrt,

Wenn zwischen Riß und tödtlicher Gefahr  
 Des Schiffes Rippen und die Masten krachen,  
 So laßt auch uns auf Eure Milde hoffen.  
 Doch hinter uns liegt schon der sich're Hafen,  
 Die Möwen kreisen schreiend um die Gaffel  
 Und weiß gemäht springt in die Höh' die Woge.  
 Den Nebelvorhang theilt ein frischer Stoß, —  
 Wir sind im Weltmeer der Vergangenheit  
 Und mitten in der wildempörten Zeit,  
 Wo aus den Angeln wich das Mittelalter, —  
 Und seine Säulen, seine Thürme brachen  
 In dem Erdbeben einer andern Zeit.  
 Gestorben schon ist Kaiser Karl der Fünfte,  
 Der mit dem neuen Geist den Kampf begonnen,  
 Und wie ein guter und ein böser Dämon  
 Im Streite in ihm lagen, also stehen  
 Die Beiden jetzt getrennt als seine Söhne  
 Vor unsern Augen, — dort der böse Dämon  
 Des Trugs und der Gewalt in seinem Sohne,  
 Philipp von Spanien, hier der bessere  
 Schwungvolle Geist des alten Ritterthums  
 In Don Johann, dem Sohn verborg'ner Liebe, —  
 Zwei so verschiedene mächtige Naturen,  
 Und doch zwei Brüder, Söhne eines Vaters. —  
 Doch wie am Widerspruch der Tyrannei  
 Die Völker in dem Chaos jener Zeit  
 Die Freiheit im Gesetze lernen sollten,  
 So hier von Euch Johann von Oesterreich,

vor

Und so beginn' im farbigen Gedichte  
Als buntes Spiel die Lehre der Geschichte.“

Johann von Oesterreich lernt aber keineswegs die Freiheit im Geseze — diese Stelle des Prologs klingt überhaupt räthselhaft — sondern er geht unter, weil er seine Bestimmung verkennt, weil er der spanischen Nation, die im Aufruhr gegen ihren Tyrannen begriffen, seinen Arm und seinen Kopf zur Hülfe fordert, antworten kann:

„O Kaiser Karl, selbst Dein enterbter Sohn  
Soll nicht den Feuerbrand der Anarchie  
Frech schleudern in das väterliche Haus!  
Ich steh' und falle mit der alten Zeit!“

Sa, obwohl Philipp dem nach der Lepantoschlacht sich ihm vorstellenden Bruder den Rücken kehrt mit dem Ausrufe: „Gott in der Höh' gebührt allein die Ehre!“ (historisch!) — obwohl Don Johann von seinem Admiralsposten abberufen und um jede Frucht seiner Heldenthaten gebracht werden soll, dennoch entschließt er sich zum Umstürzen des Bestehenden nicht — er nicht, den die Zeit, nach seinem eigenen Ausrufe,

„mit Löwenmilch zu Thaten aufgefängt!“

So ruft denn sein treuer, edler Freund Escovedo, der zu Schillers Posa in naher Verwandtschaft steht:

„Hispanien, verhüll' Dein Angesicht!  
Der wunderbare große Augenblick,



Der dieses Mannes Herz und Hand gesucht,  
 Fliegt ungenüßt vorüber; hindendrein  
 Zähnefletscht die Hölle, schleichen, kriechen gramvoll  
 Jahrhunderte voll Schmach und Noth und Elend.  
 Und so bin ich, du arme Bettlerin,  
 Dein einz'ger Sohn, der Deinen Schrei gehört,  
 Den Todesschrei in dieser letzten Stunde!"

Und Johann von Oesterreich antwortet dem  
 Escovedo:

— — Soldatenmeuterei

Kann einen Thron wohl stürzen, aber, wehe  
 Der frechen Hand, die darauf einen neuen  
 Zu bauen sich erkühnt! Dies doch, mein Freund,  
 Die römische Geschichte! Einen Herrscher  
 Trägt nur empor der eiserne Gehorsam!"

Die Priesterparthei, welche Don Johanns Feld-  
 herrnam für ihre Zwecke bewaffnen will, weiß seine  
 Ernennung zum Generalissimus der spanischen Armee  
 in Flandern möglich zu machen. Philipp, eifersüchtig  
 auf des Bruders Ruhm, zitternd vor seinem Einfluß  
 in unmittelbarer Nähe, wirft ihn

„in den Schlund der Niederlande,

Die Alba's Ruhm und Requiesens vernichtet!"

Seitdem Don Johann das von ihm „ewig“  
 genannte Edict gegeben, wogegen die Seeprovinzen,  
 angeregt von Dranien, Einspruch gethan, schickt ihm  
 sein Bruder weder Geld noch Truppen. In einem  
 furchtbar ergreifend geschriebenen Monologe läßt der

Dichter seinen Helden, im Hauptquartier zu Namur,  
seinen Gefühlen Luft machen:

— O, welche Todesqual!  
Ich hab' gehört von einem stolzen Ritter,  
Der sich vermessen, daß er nie die Furcht  
Vor irgendwas und irgendwem gespürt;  
Der König hört davon und läßt den Prahler  
In unterirdisch Labyrinth verlocken  
Und hinter ihm den einz'gen Ausgang schließen.  
Der Ritter lacht, er hat bei sich sein Schwert;  
Er tastet sich durch lange, öde Gänge,  
Die endlos sich im Schneckenkreise drehen;  
Es schreckt ihn nicht die todte Finsterniß,  
Doch sehnt sein Auge sich von selbst nach Licht.  
Da blüht es hier, nun dort, nun ist es da!  
Ein Freudenschrei stürzt ihm aus seiner Brust.  
Jetzt pfeift es; — grauenvoll! — es rieselt ihm  
Zum ersten Male Eiskälte über'n Rücken. —  
Die Lichter mehren sich — jetzt hundertfach —  
Jetzt tausendfach aus allen Mauerritzen, —  
Und Millionen Ratten springen schon  
An ihn heran, auf ihn herab! Er flieht —  
Es pfeift ihm hinterdrein und ihm entgegen.  
Er stemmt sich an die Wand, — die Schlacht beginnt,  
Die fürchterlichste, die ein Mensch geschlagen —  
In diesen Niederlanden! — Christ, Erbarmen! —  
Am andern Morgen kommt bei'm Kerzenlicht  
Der kluge König mit den Schranzen allen,

Und an der Wand steht ein Skelett — Johann!  
 Ich bin der Mann, den Ihr verrathen habt!  
 Verflucht sei Eu'r Gebein! In Euern Andern  
 Verwandle sich ein jeder Tropfen Blut  
 In ein lebendig Wesen, sich am andern  
 Und durcheinander sich zu Tode nagend —  
 Und so in hundertfachem Selbstmord —  
 Stirb, falscher König, Mörder, Brudermörder.“

Ich halte diesen Monolog, was Schilderung eines grauenhaften Zustandes betrifft, für meisterlich gelungen. Es läuft Einem schon bei'm Lesen verschiedene Gänsehaut über den Leib und viel stärker wirkt er natürlich noch durch den lebensvollen Vortrag eines tüchtigen Künstlers. Doch ich wollte eigentlich besonders hervorheben, daß, trotz seiner Verwünschungen des Königs, derselbe Don Johann sich einige Augenblicke später dem Verlangen, „Frieden und Schutz der niederländischen Religionspartheien, mit einem Wort: Freiheit ganz und gar“ geben zu sollen, sich mit dem Ausrufe entzieht:

„Verrathen Gott und König? — Lieber sterben!“  
 Auf diesen Widerspruch, ein Hauptspieß der tragischen Wurzel des Ganzen, wird sich wohl aller Orten die Kritik mit gezucktem Schwerte stürzen und artige Fehzen von der Mosenschen Tragödie herunterhauen. Möge sie darüber nur nicht die vielen Schönheiten der Dichtung absichtlich übergehen, z. B. das zarte Liebesverhältniß zwischen Don Johann und Maria

Mendoza, ein Bund, den die Kirche trennt, weil sie des Helden ganze Mannheit für ihren Zweck braucht. Nach den großartigen Mustern Shakespeare's und Göthe's geschrieben sind die Volksscenen in dieser Tragödie. Einzelne Figuren, z. B. die des naturwuchsfigen und naturverehrenden Veteranen Sancho, die der verwettert energischen Marketenderin, gehen frisch und markig genug durch das Stück, um sich selbst neben dem Banzer, Zetter und Consorten im „Egmont“, deren Familienzüge sie freilich unverkennbar tragen, behaupten können. Diese Marketenderin wurde von einer jungen Schauspielerin, Dem. Friße, die Hr. v. Gall, mit glücklichem Scharfblick, vor einiger Zeit aus dem Theater der Hamburger Vorstadt St. Pauli weggagirt hat, mit hinreißendem Feuer gegeben. Man müßte sehr irren, oder in dem Mädchen steckt eine seltene — Natur, wie Sancho sagt. — Als finsterner Dämon, glatt, kalt und ruhig, wie auf den Fußspitzen, geht des Königs Günstling, Perez, durch das Stück. Er steht als todtfeindliches Prinzip dem Don Johann gegenüber und wurde von dem tüchtigen Charakterspieler Hrn. Kaiser, Oldenburgs Döring, mit wirklicher Künstlerschaft dargestellt. Die Schlaueit und Zweideutigkeit des Pfaffenwortes hat Mosen in der ewigen Verdammniß des Perez sehr glücklich charakterisirt. Perez nämlich hat im Voraus vom heiligen Vater einen Ablassbrief gelöst für jegliche Sünde, geknüpft an die Bedingung, daß er täglich

sich die Geißel gebe und zwanzig Paternoster bete.

Der Priester Sega warnt ihn: „

„Seht Euch vor, daß Euch die Hölle nicht

Bei einem Haar der Unterlassung faßt!

Beh' Euch, bleibt nur ein einz'ger Laut

In einem Tage weg! Ihr seid verloren!“

Aber Perez, von Gewissensbissen und Todesfurcht

gepeinigt, bringt am Tage der Ermordung des Don

Johann sein zwanzigstes Paternoster, so sehr er sich

auch abmühet und in verzweifelter Anstrengung beten

will, nicht zu Ende. Als die blutige That geschehen,

schleudert ihm der Pfaffe den Spruch zu:

„ — Wehe über Dich,

Ermordet hast Du Deine eigne Seele!“

Hertzlich freuen sollte es mich, würde durch diese

freilich wenig erschöpfenden Andeutungen, die jedoch

den Geist der neuen Tragödie einigermaßen bezeichnen,

ihre Annahme von Seiten der Bühnendirectionen

gefördert. Mosen's Dichtungen, wenn sie auch nicht

ohne Mängel und Schwächen, zur Darstellung zu

bringen, sollte Ehrensache für jede Theaterdirection

sein. Ach! Ach! Ach! (Entschuldige, gütiger Leser,

diesen Stoßseufzer) um die Ehre allein kümmern sich

deutsche Theaterdirectionen blutwenig, und Geld „ma-

chen“ heutzutage an den meisten Orten weder alte

noch neue Tragödien mehr. Eine bittere Wahrheit

freilich, aber eine anerkannte. In Hamburg, wo von

Mosen's dramatischen Arbeiten noch gar nichts gegeben

wurde, müßte Baison, in seiner gediegenen, markigen Heldenart und bei der geistigen Höhe der meisten seiner Gebilde, ein vorzüglicher Don Johann sein. — Die Oldenburger Darstellung hatte einen günstigen Erfolg, wenn auch mit den Hervorrufungen hier noch kein Luxus getrieben wird, wie leider in den beiden Hamburger Theatern. — Von hervorragenden Mitgliedern der Oldenburger Bühne muß ich noch die Herren Berninger, Moltke nebst Gattin, Häser und Jenke nennen. Ersterer hat mich freilich durch einen recht unzeitigen Eigensinn und durch eine Caprice, die in einem von der Intendantur bis dahin unerfüllt gebliebenen Wunsche ihren Grund hatte, um die Freude gebracht, meinen Schwank, „die Namensbrüder“, während meiner Abwesenheit dargestellt zu sehen — doch soll mich das nicht hindern, Herrn Berningers ehrenhafte Stellung und künstlerische Verdienste im Fache der Väterrollen und älteren Helden anzuerkennen. — Auf's Neue überzeugt hat mich freilich jene Erfahrung von der Unumstößlichkeit des Satzes, daß auch in der mündigsten Theaterverwaltung Künstlerlaune ein gewichtiges Wort mitzureden hat. Es giebt keinen Theaterintendanten, welcher, wie ein Feldherr, auch der Ausführung der von ihm entworfenen Pläne gewiß sein könnte. Ja, könnte er Insubordination und Rücksichtslosigkeit strafen, wie Generl! — Jenke, zugleich tüchtiger Regisseur des Oldenburger Hoftheaters, ist ein origineller und ehrenwerther

Komiker, ein Liebling der Oldenburger. Und das mit Recht! — Möge nur immer mehr von den deutschen Theatern verschwinden jene leidige Gattung Komik, die allein durch Quetschen, Pressen, Drücken, Schrauben und Gurgeln des Sprachlauts, durch Berrenken, Zerren, Krümmen, Wenden und Drehen der Gliedmaßen, wie durch grobe Neußerlichkeiten jeder Art hervorgebracht werden soll. — Hr. Häser ist ein liebenswürdiges, ernstes Talent als Held und Liebhaber. Die Damen sollen für ihn schwärmen.

Das Oldenburger Publikum hat ein auffallend richtiges Urtheils-Erkenntnißvermögen in theatralischen Dingen. Schon Manchem, was hier mit hochfahrenden Präntensionen und dem Creditbrieße auswärtiger Anerkennung aufgetreten, wurde sonder Erbarmen der Stab gebrochen. So hatten, um nur einer bekannten darstellenden Kraft zu erwähnen, die Coullissenreißereien und manierirten Paradesperde des Hrn. Kunst ein ziemlich trauriges Schicksal. „Kunst fühlte selbst“, sagte mir Hr. v. Gall, „daß seine Art zu spielen für die hiesige Bühne sich nicht eigne und verzichtete schon nach der ersten Rolle darauf, zu gefallen. Nur sein „Otto von Wittelsbach“ hat, wie man in der Theatersprache sagt, entschieden durchgeschlagen. Gerade das Extravagante, das über die Schnur Hauende scheint hier nämlich am Meisten verpönt. Nicht einmal in der Tragödie herrscht starkes Pathos, sondern einen etwas gesteigerten Conversationsston festzuhalten, ist



die von Seiten des Intendanten und Dramaturgen gegebene Regel, welcher die Künstler nachzuspielen versuchen. So hat man sich allerdings dem Ideal der Natürlichkeit um ein Bedeutendes genähert und gar seltsam ist der Eindruck, welchen der an das leidige Bühnenpathos Gewöhnte hier aufnimmt. — Stahr's angestrengte Bemühungen, sein mündliches Wort und seine dramaturgischen Aufsätze \*) haben viel dazu beigetragen, die Oldenburger Bühne auf ihren jetzigen ehrenvollen Standpunkt zu heben. Es ist eine ungemein lobenswerthe Eigenschaft des Herrn v. Gall, daß er, der feingebildete Hofmann, trotz seiner Stellung als Chef des Theaters, den Beistand der Sachkenner als nothwendig betrachtet, daß er nicht, gleich andern Intendanten, verbissen ist in eine angebliche Unfehlbarkeit und Autokratie. Wie wohlthuend berührt solch lauterer Kunststreben, eben weil es so selten. In Zweifel gezogen wurde es freilich vor Kurzem in einer Notiz aus Oldenburg im „Hau-

\*) Allen, welche sich für das deutsche Theater irgend theilnehmend angeregt fühlen, empfehle ich die vor Kurzem in der Schulze'schen Buchhandlung in 2 Bänden erschienenen „Oldenb. Theaterschau“ von Ad. Stahr, bevormortet von Mosen, und „Ueber Göthe's Faust“, zwei dramaturgische Abhandlungen von Beiden. Es ist des Geistreichen und Gebiegenen viel in diesen Schriften; doch halte ich Stahr, wo nicht der „freundschaftliche Enthusiasmus“ mitredet, für einen treffenderen Beurtheiler des Aesthetischen der Dichtung selbst, als ihrer scenischen Verkörperung.



burger Correspondenten", die es der Intendanz zum bitteren Vorwurfe machte, daß in jenem Schwänke, „die Namensbrüder“, das Portrait eines ehrsamem Bürgers auf die Bühne gebracht worden. Niemand, auch ich nicht, als Verfasser jener Kleinigkeit, kann eine solche Keckheit und Ueberschreitung der Bretterbefugnisse billigen, wie vielen Jubel sie auch bei Aufführung der „Namensbrüder“ erregte. Jedoch nicht der unschuldige Intendant, sondern allein der Künstlerübermuth — hier gereizt durch scharfe Theaterkritiken, die der vielleicht ganz unschuldige Bürger von Oldenburg geschrieben haben soll, trug die Verantwortlichkeit. Sie wurde schwer genug, denn nicht allein vielfache Mißbilligung sprach sich gegen den jungen Mann energisch aus, es erfolgte sogar gerichtliche Klage, deren Resultat natürlich für den geschickten Portraitmaler — er hatte meisterlich geübt — nur ungünstig ausfallen konnte. Stadtgespräch blieb die Sache wohl ihre vier Wochen, kein Wunder an einem Orte, wo das Theater Mittelpunkt der Unterhaltung, wo man mit dem Essen und Trinken zugleich auch immer das Theater im Munde hat, wo man, wenn die Ferien beginnen, vor Mißmuth zu sterben vermeint und dennoch den ganzen Sommer ohne dasselbe äußerst vergnügt existiren kann. Sa, die Oldenburger Hoffchauspieler haben ein prächtiges Leben. Nicht allzuhohe, aber doch anständige Gage, im Winter wöchentlich nur drei Spielabende



— bei strenger Kälte wird gar geschlossen! — im Sommer Ferien vom Mai bis Ende Septembers. Die für Lebenszeit engagirten Schauspieler gewinnen mit diesem Engagement zugleich das Bürgerrecht. Ihre Stellung in der Gesellschaft ist frei und geachtet, obwohl in philisteriöser Anschauungsweise wohl auch Urtheile über den Schauspielerstand vernommen werden, die wiederum ganz die „Kleine Stadt“ charakterisiren.

Wohl wenige Theaterintendanten Deutschlands mögen mit so viel feiner Weltbildung und äußerer Politur einen gleichen Grad redlicher Gesinnung für die lautere Richtung der Kunst verbinden, wie Hr. v. Gall. Die ihm zu Gebote stehenden Mittel sind beschränkt, dennoch schafft er mit ihnen überraschend Vieles und Gelungenes. Man kann an der Oldenburger Theaterverwaltung absehen, wie Tüchtiges das weise Vertheilen und zweckmäßige Benutzen mäßiger Hilfsquellen zu leisten vermag. Sehr kühn war es, auf Darstellung der Oper ganz zu verzichten. Mit dem Luxus und Geldaufwand größerer Theater hätte man sie doch nicht vorführen können. Auch bei bescheidnerem Auftreten hätte sie der Theaterkasse, bei jedenfalls prekären Aussichten auf Ersatz, die besten Mittel entzogen. Eine Abstumpfung und ein kaum wieder zu bannendes Erschlaffen des Geschmacks für das höhere Drama, die ernstere Dichtung, ist ferner überall die Folge gewesen, wo der Dhyrenkizel als Hauptanlockungsmittel Jahr aus Jahr ein ange-

wandt wurde. Schlagendes Beispiel hierfür ist Hamburg, wo früher das klassische Drama in schönster Blüthe stand, mit Begeisterung aufgenommen wurde und jetzt, wirkt nicht zufällig ein ausgezeichnete Gast darin mit, nur die nackten rothen Bänke sieht. — Bei aller Anerkennung indeß, auf welche die junge Oldenburger Bühne gerechten Anspruch hat, darf nicht vergessen werden, daß auch sie vom Ziele der Vollkommenheit noch weit entfernt ist. Nach der Statt gehaltenen Reorganisation in den ersten Stadien der Entwicklung begriffen — seit 1842 ist sie Hoftheater — wird auch kein Urtheilsfähiger ihr diese Forderung stellen. Klug aber finde ich es nicht, daß dem auswärtigen Publikum eine allzuhohe Meinung von ihr beigebracht werden soll. Das Oldenburger Hoftheater wird in fremden Blättern gar zu oft und zu viel gelobt. Daher könnte es kommen, daß sehr hochgespannte Erwartungen sich nicht befriedigt fänden und dann sogar das recht Lüchtige übersehen würde, welches doch vorhanden. Jene Ueberschätzung der heimathlichen Bühnenvorzüge hat indessen immer etwas Naives, Achtungswerthes, weil sie au fond immer dem Streben nach einem von dem gewöhnlichen Theatererzgeiz und Theaterschlendrian sehr abweichenden Ziele entspringt. Dazu sind die Stimmführer der Oldenburger Bühne gegenseitige Enthusiasten: v. Gall für Mosen und Stahr, Mosen für Stahr, Stahr für Mosen und v. Gall u. s. w.



In der Küche des „freundschaftlichen Enthusiasmus“ wird aber leicht mancher Braten zu braun und zu stark gewürzt. Ich sprach hier unumwunden aus, wie mir die Sache vorgekommen, und fürchte von vernünftigen Männern keine Mißdeutung.

### VIII.

Oldenburg und die Literatur von ehemem. — Oberamtmann Strackerjan. — L. Starkloff. — Journalistik im Allgemeinen. — Der literarisch-gesellige Verein und seine Carnevalsfeier. — Die Neuen Blätter für Stadt und Land. — Der Beobachter, Oldenburgs Charivari und PUNCH. — Die Censur des Consistoriums, ein Blaufärber und der Großherzog. — R. A. Mayer.

Oldenburg hat etwa seit einem Jahrzehend großen Reichthum an literarischen Kräften. Früher war hier, außer den „Oldenburger Anzeigen“, der „Oldenburgischen Zeitung“ und den „Oldenburgischen Blättern“ keine Spur von Journalistik. Das lebende, anstachelnde, aufregende Element der Tagespresse war so gut wie gar nicht vorhanden. Die „Bremer Zeitung“ war Generallieferantin aller Oldenburger Neuigkeiten, wodurch auch erklärlich, daß sie so ziemlich in jedem Hause der Stadt wenigstens gelesen ward. — Die Unterhaltungswaare wurde von zwei Leihbibliothekaren

bezogen, welche mit der Romantik La Motte Fouque's und der Herren van der Velde, Tromlitz u. s. w., mit der Sentimentalität Lafontaine's, mit dem Saus und Braus der Räuber- und Ritterromane vortreffliche Geschäfte machten. Vom Baume kritischer Erkenntniß hatten die Oldenburger damals noch wenig heruntergeholt. Sie genossen und verdauten Alles, ohne Kopfschmerz, ohne Bauchgrimmen, ohne Magenbeschwerde. — In ihrer Ecke des deutschen Vaterlandes hatten sich die Oldenburger eingesponnen, in ruhiger Behaglichkeit, kümmerten sich so wenig um das Ausland, wie dieses sich um sie kümmerte. Beide Theile kannten sich nur dem Namen nach und versagten einander im Uebrigen den schuldigen Respekt keineswegs. — Oldenburg war indessen nicht ohne literarische Namen. Hr. v. Kennenkampff, noch lebend, war ein bekannter Geschichts- und Chronikenschreiber des Landes; die beiden v. Halem sind als Dichter bekannt, der eine gehörte der älteren Schule ehrenvoll an. Beide sind verstorben. Hingegen besitzt Oldenburg aus jener Zeit noch den Professor Greverus, welcher römische und griechische Classiker geschmackvoll übertrug, auch geistreiche Reiseskizzen geschrieben haben soll; ferner wirkte, neben Th. v. Kobbe, schon damals als satyrischer und Romanschriftsteller thätig, der Geheime Hofrath und jetzige Cabinetssecretair des Großherzogs, L. Starcklof, den ich für einen der tüchtigsten Köpfe Oldenburgs halte. Seine Feder ist bei ihren Bemerk-

fungen über Tagesfragen scharf und spitzig, sogar seine Novellen, meist Zeitendenzen behandelnd, haben eine oppositionelle Grundfärbung. Hr. Starklof war früher Vorstand des Hoftheaters. Sein offnes und grades Wesen gab manchen Anstoß. Wie Viele glauben, soll auf den Wunsch der verstorbenen Großherzogin Herrn v. Gall die Intendantur der Bühne übergeben worden sein. Mosen sagt hingegen im Vorworte zur „Oldenburger Theaterschau“, daß Starklof seiner übrigen Amtsgeschäfte halber sich von der Theaterverwaltung zurückzuziehen gewünscht habe. — Daß von seiner Seite aber die widersprechende Stimme erhoben wird, welche sich, dem warmen, allzu bereitwilligen Lobe gegenüber, an verschiedenen Orten, namentlich in dem „Sonntagsblatte“ zur „Weserzeitung“ mitunter vernehmen läßt, ist bis jetzt nur Vermuthung, nicht thatsächlich erwiesen.

Doch ich wollte von dem Anstoße berichten, der das geistige Leben Oldenburgs vor etwa zehn Jahren traf und es zu einer gewiß überraschenden Fortentwicklung brachte. Ein praktischer Beamter, ohne besondern literarischen Ehrgeiz, ein schlichter, ehrenwerther Mann, Oberamtmann Strackerjan, begründete, in Verbindung mit der Schulze'schen Buchhandlung und dem Verleger der vorliegenden Schrift, zwei belletristische Journale, „die Oldenburger Mittheilungen“, welche noch jetzt unter derselben Redaction forterstehen, und die „Weserfrüchte“, welche

bereits seit 3 Jahren wieder eingingen und an deren Stelle die „Neuen Blätter für Stadt und Land“ traten. Das erstgenannte Blatt wurde aus einer Unterhaltungslectüre jeder Gattung später ein Organ für Besprechung öffentlicher Interessen, allgemein wichtiger Dinge. Diese Berücksichtigung der eigenen Angelegenheiten frapirte in Oldenburg schon lebhaft und gewann den „Mittheilungen“ viele Aufmerksamkeit. — Man überraschte sich selbst. Man gewann die Ueberzeugung, daß Leute, denen das nie zugetraut worden, wohl geeignet waren, ein gewichtiges Wort über öffentliche Dinge mitzureden. Man machte Entdeckungen, und zwar Entdeckungen erfreulicher Art. — Durch Ad. Stahr gewann hierauf Oldenburg einen Mann, der mit schlagkräftiger Thätigkeit, mit schwungvoller, gewandter Feder die geistigen Interessen der Residenz nach allen Richtungen hin glücklich zu vertreten wußte. Dies gab neue Anregung. Der Bau, einmal begonnen, stieg rasch in die Höhe. Th. v. Kobbe gründete seine humoristischen Blätter, die es freilich, trotz aller Bemühungen des Herausgebers, nie zu einer Art wesentlicher Beachtung in Oldenburg gebracht haben. — Das Bedürfniß lebhaften Ideen=Austausches, des Aneinanderrückens der tüchtigen, aufgeweckten Köpfe der Stadt führte dann zur Gründung des literarischen Vereines, der jedem seiner Mitglieder die Verpflichtung auferlegte, abwechselnd an Versammlungsabenden einen Vortrag



zu halten, der beliebiger, doch nicht fachwissenschaftlicher Natur sein durfte. — Von frischem, lebendigem Humor befeelt, süddeutsche Gemüthlichkeit athmend, war die Carnevalsfeier dieses Vereins, von einigen Mitgliedern desselben angeregt, und harmloser aufgenommen, als von dem rücksichtsvollen, steifen norddeutschen Naturell zu erwarten gewesen wäre. Dieser literarisch-gesellige Verein, so viel günstige Folgen für die Ausbildung geistigen Lebens er hatte, blieb jedoch nicht ohne nachtheilige Wirkung. Die Schriftsteller wurden hier, wie in Egypten früher die Eier durch künstliche Wärme, auf nicht ganz natürlichem Wege Duzendweise ausgebrütet. Sie überschweminten bald mit ihren Producten, Vorlesungen und Abhandlungen die öffentlichen Organe. Diese letzteren erhielten einen sehr wesentlichen Zuwachs durch Gründung der „Neuen Blätter für Stadt und Land“, die sich, unter der Leitung von fünf Redactoren — auch hier stand Ad. Stahr wieder im Vordergrunde — und circa vierzig Mitarbeitern anfangs ein nicht geringes Ziel setzten. Man darf sagen, daß sie dasselbe in jeder Beziehung tüchtig verfolgten und noch verfolgen. — Im Allgemeinen aber hatten die Oldenburger Unerhörtes von diesem ziemlich geräuschvoll angekündigten neuen Journale erwartet, daher die anfänglich sehr warme Theilnahme nicht so geblieben ist. Ich halte die „Neuen Blätter“ für das achtungswertheste der Oldenburger Organe. Bei einem entschieden ausge-



sprochenen Streben nach Fortschritt, bei kräftiger Sprache und consequent durchgeführter Tendenz findet sich auch der Ton der Besonnenheit und Ruhe, das Wahrzeichen gründlicher Erwägung der Angelegenheiten, über welche hier debattirt wird. — Schon nach dem ersten Jahre ihres Bestehens begnügten sich die Neuen Blätter mit einem Redacteur, statt der fünf. Beiträge laufen von allen Seiten ein. Honorare werden nicht bezahlt, weil Niemand Anspruch darauf macht. — Aber das kleine Oldenburg hat auch seinen National, seinen Charivari, seinen Punch — natürlich in verjüngtem Maßstabe. Es ist dies der schon oben erwähnte „Beobachter“, welcher, so weit Dertlichkeit und Censur es gestatten, jenen Vorbildern nicht erfolglos nachstrebt. Es begreift sich, daß eine solche Richtung hier um so mehr frappiren mußte, da sie ganz unerhört neu war. Antastung der Persönlichkeit in einer kleinen Stadt! Jedermann ist gekannt, ist den Uebrigen immer vor Augen. Das gedruckte Wort findet hier ferner einen Boden, der noch urkräftig und staunenswerth ertragsfähig ist, welcher selbst das vom Wind der leichtesten Sorte Tagespresse hingewehrte Samenkorn schnell aufgehen läßt. Ich habe mich davon überzeugt. Man fürchtet den Beobachter überall, aber man giebt sich Mühe, mit ziemlich affectirter Geringschätzung von ihm zu sprechen. Dabei werden dem Blatte durch die Censur keine Hindernisse in den Weg gelegt. Welch gutes

Beispiel könnten sich gewisse größere Staaten an dieser Toleranz selbst hinsichtlich mißliebiger Richtungen nehmen. Ueberhaupt ist der Großherzog entschiedener Gegner aller Beschränkungen auf geistigem Gebiete. Davon hier nur ein Beispiel. Ein hiesiger Einwohner hielt im Oldenburger Casino zwei Vorträge über eine Art Naturreligion, die der gute Mann für etwas völlig Neues hielt, die aber im Grunde nur die längst bekannten Ansichten eines extremen Rationalismus wieder in Worte kleidete. Nach den mündlichen Vorträgen, die viel Aufsehen machten und selbst Anlaß zu Zeitungsartikeln wurden, ließ der Mann dieselben drucken. Das Consistorium Oldenburgs that jedoch Einspruch und verfügte die Beschlagnahme der Schrift. Der freigeistige Verfasser wandte sich an den Großherzog mit einer Beschwerde, die so guten Erfolg hatte, daß die Debiterlaubnis sofort ertheilt wurde. Ob dergleichen auch im Königreich Preußen vorkommen könnte?

Unter den Oldenburgischen Schriftstellern vergaß ich noch, Dr. K. M. Mayer zu erwähnen, dessen „Neapel und die Neapolitaner“, vor einigen Jahren in zwei starken Bänden erschienen, als ein sehr tüchtiges, eben so gediegenes wie unterhaltendes Reise-werk begrüßt wurde. Verdienstvoll ist auch Mayer's Sammlung „Vaterländischer Gedichte“, von denen bis jetzt drei Hefte erschienen sind. Die Bezeichnung „vaterländisch“ hätte dabei füglich mit „oldenburgisch“

vertauscht werden können, denn nur ein einziges deutsches Vaterland sollte es geben, wie der alte Arndt so kräftig und schön gesungen hat. — Mayer hat werthvolle Beiträge für Zeitschriften geliefert. Unglück, entschiedenes Unglück hatte er mit einem Theaterstück, „Der blaue Engel“, welches auf dem Hoftheater gegeben wurde. Es soll eine sehr kuriose, schwache Arbeit gewesen sein. Immerhin, aber man könnte dergleichen Irrungen mit der Zeit doch wohl vergessen. Durchzufallen ist überall ein unangenehmes Ereigniß für den beginnenden Dramatiker. Schrecklich, entsetzlich ist aber solch ein Malheur an einem Orte von etwa 9000 Einwohnern. Die kleinstädtische Schadenfreude und Medisance nagt noch eine Woche nach dem jüngsten Tage an dem schutzlosen Cadaver eines solchen verunglückten Geisteskindes. — Wäre mein erster theatralischer Versuch in Oldenburg durchgefallen, ich ließe mich wahrscheinlich in der lieben Heimath niemals wieder sehen.

Die „Humoristischen Blätter“ setzt des seligen Kobbe jüngerer Bruder bis zum Schlusse des laufenden Jahres fort. Mit dem Tode ihres Begründers verschwand auch die Hoffnung auf dauerndes Fortbestehen. Einen empfindlichen Verlust für Oldenburg und die deutsche Journalistik kann ich darin, aufrichtig gesprochen, nicht sehen. — Was sonst noch an Journalen in der geistig so bewegungslustigen Residenz erscheint, ist hier für eine Besprechung unwesentlich.

— Oldenburg hat zwei lebhaft beschäftigte Buchdruckereien, eine Steindruckerei, drei Buchhandlungen und zwei antiquarische Geschäfte, welche sämmtlich ihren Besitzern reichlichen Lohn für ihren Fleiß und ihre Anstrengungen bringen.

Es ist, in Hinsicht auf die milde Oldenburgische Censur mit gutem Grunde zu vermuthen, daß sehr oft das freimüthige Wort in dieser Ecke Deutschlands eine Geburtsstätte finden könnte, die es jetzt, mit ungleich größerer Gefahr der Verdächtigung, im Elsas oder der Schweiz suchen muß.

## IX.

Das Schulwesen. — Empfehlung der Vernunft durch Prof. Greverus. — Die Landschullehrer. — Das Turnen. — Deutschlands Wehrhaftigkeit.

Auf das Schulwesen der Residenz und des ganzen Landes wird von oben herab eine rühmliche Sorgfalt und Ueberwachung verwandt. Es besteht in Oldenburg eine mit einer Vorschule verbundene höhere Bürgerschule, ein Gymnasium und ein Seminar. Tüchtige Männer wirken an diesen Instituten. Von ihnen nenne ich nur Professor Greverus, Rector Breier, Professor Stahr, Dr. K. A. Mayer, die in ihrer Stellung als Lehrer und Führer der Jugend allgemeine Achtung genießen. Andere Männer, deren

Namen mir eben jetzt nicht beifallen, besitzen und verdienen dieselbe nicht minder. — Professor Greverus ward mir besonders werth durch seine als Rector des Gymnasiums gelegentlich des Abganges mehrerer Schüler nach der Universität gesprochenen Worte, welche dem Druck übergeben wurden unter dem Titel: „Empfehlung der Vernunft als Richtschnur und Leitstern im Leben“. — Es ist eine Rede, so licht gedacht, so kräftig wahr, so tief aus innerster Ueberzeugung heraus empfunden, endlich von einer so klaren Anschauung religiöser und geistiger Lebensverhältnisse ausgehend, daß die freisinnige Leitung der Oldenburgischen Schulen sich nicht besser als durch diese Rede documentiren läßt:

„Die Schule ist eine Tochter der Vernunft“, heißt es darin; — „von dieser mit den Erfahrungen und Ideen von Jahrtausenden genährt und großgezogen, trägt sie ganz den Charakter und die Gesinnung ihrer Mutter, ist von ihren Grundsätzen durchdrungen, ist ihr getreues Abbild, oder strebt doch, es zu sein. Ihr Lichten und Trachten, ihr Denken, Wollen und Wirken ist die geistige Ausbildung, die wahre Gottähnlichkeit des Menschengeschlechts. Vernunft heißt die Mutter, die der Schule das Dasein gegeben; Vernunft heißt die Nahrung, die sie spendet; Vernunft ist das Ziel, zu dem sie führt. — Und dieses Wort, das zu allen Zeiten und unter allen Umständen so wichtig war, ist jetzt von so größerer Bedeutung, als

gegen dieses höchste Gut der Menschheit ein fanatischer Vertilgungskampf sich erhoben hat. Kühn erhebt die Parthei der Finsterniß ihr Haupt; sie möchte das Licht auslöschen, um im Dunkeln unbemerkt ihr falsches Spiel zu treiben, ihre eigensüchtigen Zwecke und sich selbst geltend zu machen. Sie möchte die kaum aus dem Schlafe erwachte Menschheit wieder in Seelenschlummer einwiegen, um über die Schlaf- und Traumwandelnden aufs Neue die Vormundschaft und unumschränkte Herrschaft zu übernehmen. Zu diesem Zweck bedient sie sich aller möglichen Mittel; jedes ist ihr recht. Sie sichtet mit den Waffen der Lüge und des Trugs und streckt ihren Gegnern, den Freunden der Vernunft, den blendenden Zauberschild des Glaubens entgegen, um durch dieses geistige Medusenhaupt alles Geistesleben zu lähmen, zu erstarren, in Stein zu verwandeln. — Und dieser Verschönerung, diesem Verbrechen der beleidigten Majestät gegen die Menschheit arbeitet eine andere Partei in die Hände, die Freunde der Dämmerung, denen die Nacht zu finster, das Sonnenlicht zu hell ist; die zwar die Vernunft theilweise gelten lassen, aber ihr Schranken anweisen wollen, über die sie nicht hinausgehen soll u. s. w.“

Eine Stadt, in welcher ein Schuloberer den von ihm scheidenden Jünglingen solche Worte mit auf den Lebensweg giebt, liegt sicher nach Osten, nach Sonnenaufgang zu!

Zur näheren Angabe über Oldenburgs Schulwesen fehlt mir leider das Material; indefs erinnere ich mich noch einiger großherzoglichen Verordnungen hinsichtlich der Stellung der Landschullehrer, woraus hervorgeht, daß die Regierung in sehr humaner Weise ihre Lage zu verbessern sucht, daß auch der Niedrigstbesoldete von ihnen 80—100 Thaler Gold, nebst freier Wohnung u. s. w., jährlich bezieht. — Im Königreich Hannover, um nur ein Beispiel zu wählen, sind die Verhältnisse der Landschullehrer ungleich gedrückt und so ein armer Jugenderzieher, dem der schwere Beruf geworden, Menschen aus rohem Fleischstoffe zu bilden, wird dies oft genug mit leerem Magen versuchen müssen. Die Rundweise zum Mittagstische bei den Eltern seiner Schüler oder eine bestimmte Anzahl Torffoden, welche er als gewichtige Jahresrevenue neben einem beinah unsichtbaren Gehalte bezieht, mag ihm noch immer die oldenburgischen Kollegen als neidenswerth erscheinen lassen.

Ein Unterrichtsgegenstand, welchem im Oldenburgischen seit einiger Zeit besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird, während er an andern Orten außerhalb der Schulstundenlinie zu liegen pflegt, ist das Turnen. Ja, die so höchst wichtige Sache der Leibesübungen, deren Förderung ein Zahn, Maßmann, Gisselen u. s. w. zur Hauptaufgabe ihres Lebens machten, ist hier in ihrer vollen Bedeutsamkeit erkannt und wird mit warmer Lust und Liebe cultivirt. Mit wah-

rem Vergnügen spreche ich es aus, daß, unterstützt von der Gnade des Großherzogs und sonstigen Gönnern, mein Bruder, S. Mendelssohn, es ist, welcher zum Aufschwung des Turnwesens im Oldenburgischen wesentlich beitrug. Ursprünglich dem Kaufmannsstande bestimmt, für den er jedoch durchaus keine Neigung hatte, trat er als Freiwilliger in die Infanterie ein, brachte es während achtjähriger Dienstzeit bis zum Sergeanten — seine Confection hätte ihn höchstens noch den Feldwebelposten erreichen lassen — und legte hier den Grund zu einer körperlichen Ausbildung, welche ihn zum Turnunterrichte, als Nebenbeschäftigung während eines in Sever begleiteten Civilpostens, bereits tüchtig machte. Durch gütige Hülfe des Großherzogs konnte er die gymnastischen Anstalten Berlins und anderer Städte mehrere Monate hindurch benützen, und eine zweite zu gleichem Zwecke unternommene Reise führte ihn die Rheingegenden entlang fast bis nach Süddeutschland. Ueberall konnte er in seinem mit ungewöhnlicher Energie und Thatkraft ergriffenen Fache neue Anschauungen gewinnen und durch Vergleiche zum Fortschritt gelangen. Wenn auch ohne Zweifel von der Vollkommenheit noch weit entfernt, haben ihn seine mehrjährigen Anstrengungen zur Selbstausbildung doch befähigt, mit allgemeiner Anerkennung einem schwierigen Posten in Oldenburg vorzustehen, wohin er, als Turnlehrer, von Sever aus berufen wurde. Er hat zur Som-



merszeit eine Zahl von mehr als 500 Schülern und Schülerinnen, denn auch eine Turnanstalt für Mädchen besteht unter meines Bruders Leitung. Unter seiner Schülerzahl sind Erwachsene aus jedem Stande, Beamte, Kaufleute u. s. w. Unter der Oldenburger Jugend herrscht ein Drang und Eifer für die Turnkunst, welche dem Alten an der Unstrut gewiß Thränen der Rührung entlocken würden. Die lebhafteste Anregung, welche hierzu von den Lehrern, namentlich den Herren Rector Breier und Oberlehrer Becker ausging, — ersterer machte sich auch bei Gründung des Männer-Turnvereins sehr verdient — trug zu einem guten Resultate nicht wenig bei. Es ist Absicht, durch Seminaristen, welche sich für das Lehrersfach im Großherzogthum vorbereiten, über alle Theile desselben das Turnen verbreiten zu lassen. Die Schüler betreffend, erwähne ich noch, daß alle 10jährigen von den Schulbehörden zur Theilnahme an den Turnstunden angehalten werden und schon 6jährige Knaben dürfen dazu eintreten, wenn die Eltern es gestatten. Alljährlich findet ein großes Turnfest Statt. — In dieser Weise allgemein organisirt, werden die Leibesübungen voll Nutzen und mit immer andauerndem Einflusse mitsprechen bei der Gesamt-Wehrhaftigkeit des Landes. Mir kommt hierbei eine sehr beherzigenswerthe Stelle in Erinnerung, welche in einem Aufsatze über das Turnwesen die Mugsburger „Allgemeine Zeitung“ brachte. „Das Volk“, heißt es dort, „soll nicht bewaffnet



werden, sondern es soll bewaffnet sein. So lange nicht jeder Amtsbezirk seine selbstständigen, durch die lebendige Theilnahme liebgewordenen monatlichen oder öfteren Waffenübungen hat, so lange nicht die Turnübung für die Jugend als Waffenübung für das reifere Alter sich fortsetzt, so lange nicht endlich der einzelne freie Bürger und Bauer selbst seine Waffe besitzt, als ein nothwendiges Zeugniß seiner staatsbürgerlichen Mannbarkeit, so lange ist in Wahrheit die allgemeine Wehrpflicht aus einer besonderen doch nur zu einer allgemeinen Last geworden. Erst dann werden wir unüberwindlich sein, wenn jene Wehrhaftigkeit das für die Deutschen ist, was sie war, als sie das römische Reich stürzten.“

Wahrhaft mannhaft streitbar sein! — Welch ein schöner, beruhigender Gedanke, besonders, wenn wir ihn neben unser noch so pauvres Nationalbewußtsein stellen. Ja, das Selbstvertrauen, den männlich stolzen Geist reißt sie in hohem Maaße die schöne Turnkunst, zu deren eifrigsten Anhängern ich mich selbst seit geraumer Zeit rechnen darf. Wolle Gott, daß sie deren immer mehr in allen deutschen Landen finden möge. Kraftgestählte Glieder, frischer, freier Sinn in der Brust, Muth im Blick, — statt so vieler flecher Schwächlinge nervigte, kerngesunde Männer überall — ja, ein herrliches Gut ist noch zu erringen. Und daß hierbei der Jugend das Meiste vertraut werden soll, daß dem ausblühenden Geschlechte

übergeben werde, worauf das herangewachsene zum großen Theile verzichten mußte, ist ein sehr richtiges, erspriessliches Prinzip, welches, wie ich dargethan, in Oldenburg mit besonderem Ernst und Eifer verfolgt wird. Auch in Hamburg, woselbst während einer 25jährigen Verfehmung das Turnen nicht aufhörte, sind wir gegenwärtig damit auf sehr gutem Wege. Fremde, die sich für das Turnwesen interessiren, mögen, neben dem Turnplatz des größeren Vereins, den des Hrn. C. Brené, nahe vor dem Damnthore belegen, zu besuchen nicht unterlassen. Im Winter ist dessen wohleingerichteter Turn- und Fechtsaal in der Stadt.

### X.

Die Juden. — Toleranz und Intoleranz. — Das Schutzverhältniß. — Der Landrabbiner Wechsler.

Es giebt vielen Kastengeist in Oldenburg, aber so gut wie gar keinen Judenthaß. Da haben wir eine sehr löbliche und in Deutschland seltene Eigenschaft als Ausgleichung für eine schlimme. Allerdings fordern die Oldenburger Juden solche Abneigung auch keineswegs heraus. Ihr Bildungsstandpunkt ist freilich durchschnittlich nicht hoch, aber es fehlt zum Glück die Rohheit den untern jüdischen Volksklassen, wie sie sich z. B. in Hamburg und Frankfurt a. M. findet und zufolge der großen Rechnung, welche des Judenthums Gegenwart noch mit seiner Vergangenheit auszugleichen

hat, nothwendig finden muß. Den herzlichen Umgang zwischen Christen und Juden hindern in Oldenburg nicht jene gehässigen, mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheile, die sich an andern Orten als unübersteigliche Schranken zwischen beiden Confessionen aufthürmen. Die Zahl der Juden in der Residenz ist freilich sehr klein — ich glaube, nur 14 Familien — sie verschwinden ganz in der Masse der Bevölkerung. — Die Haltung der Regierung hinsichtlich der Juden zeigt einen seltsamen Contrast. Ungehindert dürfen sie jedes Gewerbe, jedes Handwerk treiben und das Zunftwesen schließt auch für sie die Meisterschaft, vollkommene Selbstständigkeit und Zwanglosigkeit nicht aus. Juden können nicht minder in den Staatsdienst eintreten — was bis jetzt freilich nur in untern Regionen zu beobachten war — der Landrabbiner selbst ist Staatsdiener und wird aus der Landeskasse besoldet. Der Großherzog ist den Juden sehr freundlich gesinnt; er äußerte oft sein Vergnügen an jedem intellectuellen und äußerlichen Fortschritt, den sie machen. Das Consistorium hat so wenig als das Ministerium sich ihnen jemals feindselig erwiesen — und trotz dem Allen besteht ein Gesetz im Lande, welches zu dieser toleranten Richtung einen schneidenden Gegensatz bildet. Dies Gesetz lehnt sich an das Schutzverhältniß, in welchem die Juden zur Regierung stehen. Sie sind nicht Staatsbürger, sondern nur Schutzverwandte. Alle, welche nicht Kauf-

leute sind, empfinden dies Verhältniß, wenn es auch an und für sich das Selbstgefühl tief verlezt, keinesweges als ein drückendes. Um so schlimmer ist die natürlich überwiegende Mehrzahl der handeltreibenden Israeliten daran. Von ihnen hat immer nur das Haupt einer Familie den „Schutz“. Derselbe geht, stirbt der Vater, auf den ältesten Sohn über; die andern Söhne werden nie offener Weise ein eigenes Geschäft betreiben können und wären sie die tüchtigsten, anerkannt ehrenhaftesten Männer. Zuweilen cedirt der Vater dem Sohne noch bei Lebzeiten den Schutz, wozu er befugt ist. Nicht selten treiben aber die jüngern „schutzlosen“ Leute Geschäfte auf ihre eigene Hand, die zwar illegitim sind, aber weil sie nicht eigene Firma haben oder die des Vaters annehmen, geduldet werden. Traurige Beschränkung persönlicher Freiheit, die den Sohn vielleicht zu der Entsehllichkeit führt, den Tod seines Erzeugers wünschen zu müssen. Ursprünglich, wie ich vermute, dem Zwecke entsprungen, den Kleinhandel der Juden nicht unverhältnißmäßig im Lande zu steigern, entbehrt jene Verordnung doch gewiß jeder moralischen Grundlage und ist doppelt befremdend innerhalb der Grenzen eines Staates, wo Vernunft und Gerechtigkeit von jeher am Steuerruder saßen. Der menschliche Sinn und die helle Anschauungsweise des Großherzogs für alle Dinge wird hoffentlich auch das Schutzverhältniß seiner israelitischen Unterthanen in ein unbedingt staats-

bürgerliches verwandeln. Daß die Gesamtheit desselben unwerth, kann, zur Ehre der Oldenburger Juden sei es gesagt, Niemand behaupten. — Ihre Glaubensgenossen in Sever haben den Kampf mit alten Vorurtheilen erst vor Kurzem, nachdem ein neuer Stadtrath dort erwählt worden, wieder beginnen müssen. Man hat sie erstens nicht für stimmberechtigt erklärt und zweitens ihre Beiträge und Ansprüche hinsichtlich der städtischen Armenkasse zurückgewiesen. Der Seversche Stadtrath wurde sogar von christlicher Seite deshalb öffentlich angegriffen und gab auch Hofrath Ehrentraut die Erwiderung, daß die Juden noch nicht als Staatsbürger anerkannt worden.

Einiger der freisinnigsten und liebenswürdigsten Geistlichen, die ich je kennen lernte, ist der Oldenburgische Landrabbiner Wechsler, der seit etwa vier Jahren von Birkenfeld hierher berufen ist und in allgemeiner Achtung steht. Er verbindet mit gründlicher philosophischer Durchbildung einen scharfen, vorurtheilsfreien Verstand, der nicht einmal mit der für einen Geistlichen sicher charakteristischen Aeußerung gegen mich zurückhielt — „daß es keine positive Religion gebe, welche den geistig freien Menschen ganz zu befriedigen vermöge!“ — Weder im äußerlichen Wesen noch in den Worten dieses Herrn liegt irgend etwas Pedantisches, zwanghaft Förmliches, obgleich ich ihn trotz seiner weltmännischen Art für einen nicht

minder gelehrten Theologen halten darf, wie so Manchen, der wie eine zweibeinige Kanzel, ganz Salbung und Augenverdrehen, unter uns umherwandelt. Die in der Gesellschaft des Landrabbiners, von welchem ich auch in das Casino eingeführt ward, verbrachten angenehmen Stunden werden meiner Erinnerung unauslöschlich sein. Bedauert habe ich, ihn nicht als Redner schätzen zu können. Die Mitglieder seiner Oldenburger Gemeinde — übrigens stehen alle andern des Großherzogthums unter seiner geistlichen Autorität — finden sich höchst selten in genügender Zahl in ihrer Synagoge ein, um einen Vortrag des Landrabbiners zu veranlassen. — Sehr anziehend in der Lectüre war mir „Das Bild des edlen Weibes“, Wechsler's Predigt, zum Gedächtniß der verewigten Großherzogin gehalten, so wie seine durch die noch jetzt fortwährenden Religionswirren hervorgerufene Schrift: „Zum Frieden der Confessionen“ (Oldenburg, Schulz'sche Buchhandlung, 1845).

## XI.

Das Aufhören der Abgeschlossenheit Oldenburgs nach Außen. — Neue Verbindungsstraßen. — Das Elend der Landwege. — Industrie und Gewerbe. — Ackerbau. — Das Phlegma der Landleute. — Weitere Charakteristik derselben.

Wie bei dem heranwachsenden Menschen mit der geistigen Entwicklung auch die materielle gleichen



Schritt halten muß, soll nicht ein abnormes Uebergewicht nach der einen oder andern Seite hin entstehen, so auch verhält es sich mit einem Lande, welches dem Zustande der Unbedeutenheit zu entwachsen strebt. Nun, Gott sei Dank, mit dem angedeuteten Gleichgewichte steht es in Oldenburg sehr gut. — Rühmlich ist zuerst hervorzuheben, daß die ehemalige Abgeschlossenheit des Großherzogthums durch neue Verbindungsstraßen und Communicationsmittel, welche entstanden und noch erweitert werden, kaum noch in der Erinnerung vorhanden ist. Die Weser-Hunte-Dampfschiffahrt, die sicher den Unternehmern schöne Früchte tragen wird, ist ein wichtiges Moment in der Culturgeschichte des Landes. Cultur ist doch wohl am Ende Alles zu nennen, wodurch die raschere Strömung des Gesammtlebens, ein Anwachs der nach außen und innen gerichteten Kräfte, ein schnellerer Kreislauf derselben mitbedingt wird. Für raschen Absatz der Landesprodukte, welche Oldenburg ausführt, wird, besonders nach dem westlichen und mittleren Deutschland hin, durch die Hunte-Weser-Dampfschiffahrt viel geschehen. — Ein spekulatives Handlungshaus, dessen finanzielle Mittel freilich seiner Unternehmungslust nicht gleich sind, hat vor Kurzem auch die Idee einer Eisenbahn zwischen Oldenburg und Bremen in Anregung gebracht. Die Sache zerfiel sich bald wieder, als sich die pekuniäre Unbedeutenheit des Railway-Baulustigen herausstellte; dennoch, glaube



ich, wird über kurz oder lang eine Eisenbahn von Oldenburg nach Bremen sich derjenigen anschließen, die von hier aus nach Hannover geführt wird. Dann ist, wie die Ostsee durch die Verbindung mit Stettin, auch die Nordsee, welche von Oldenburg rasch erreicht ist, mit dem Herzen, ja mit dem äußersten Süden Deutschlands in Verbindung gebracht. Am 15. August sollte die Bahn zwischen Prag und Wien dem allgemeinen Verkehr eröffnet werden; zwischen Prag und Dresden ist Dampfschiffahrt. Von hier bis Bremen, über Leipzig, Magdeburg und Hannover, läuft künftig der glatte Schienenweg ununterbrochen fort, und die Oldenburger werden, wie gesagt, nicht verfehlen, ihn einst auch in ihre Gemarkungen hineinzuführen. — Freilich, denkt man an ihre entsetzlichen, bodenlosen Sandwege in der weichen Jahreszeit und nach eingetretendem Thauwetter, so beschränken sich auch die kühnsten Forderungen gern auf Chausseén! — O, wer sie herbeizaubern könnte, diese Segensbrücken zwischen dem einen und dem andern Orte, wenn man etwa in nasskalter Herbst- oder Frühjahrsnacht mit keuchenden Pferden, in einem krankhaft gebrechlichen Wagen, von tiefem Dunkel umhüllt, sich durch das Elend eines Oldenburgischen Landweges fortarbeitet! Wie mancher Reisende hat zu solcher Stunde nicht schon das sonst so brave Land verwünscht — und mit Recht. Menschenleben gingen nicht selten verloren auf diesen Unglücksstraßen. Man bedenke nur, das



ganze Land eine Ebene, welche sich zum Meere nieder-  
senkt. Dieser Boden ist zum Theil von der See  
angeschwemmt, oder sie hat ihn einst mit ihrem ge-  
waltigen Bogenschlage übersluthet. Es ist das jehige  
Marschland, oft nur um wenige Schritte abgemerkt  
von der Geest, dem Sandboden, der den Fluthen  
zugerufen zu haben scheint: Bis hieher und nicht  
weiter! — Am unwegsamsten sind diese Landestheile,  
wenn im Frühjahr große Schneemassen sich im ur-  
sprünglichen Element wieder auflösen und mit diesem  
Wasser das der Moore, an welchen das Land reich,  
alle tiefliegenden Straßen überströmt. Wehe dem  
Fuhrwerk, das in solcher Periode, von der Pferde  
natürlichem Instinkt nicht mehr geleitet, vom Wege  
ab in einen der vielen Gräben niederschlägt. Einmal  
darin, umgestürzt und vom Wasser und Schlamme  
bedeckt, könnte in dieser öden Verlassenheit kaum durch  
ein Wunder Hülfe gebracht werden. Ich erinnere  
mich, oft gehört zu haben, daß einmal eine ganze  
Familie auf dem Wege zwischen Zever und Barel  
in dieser Weise den kläglichen Tod gefunden, und  
gerade während meines Aufenthaltes im Frühjahr  
verlor am letzteren Orte ein Vater von seinen hoff-  
nungsvollen Söhnen schon den zweiten durch einen  
solchen Unglücksfall. Die Post zwischen Oldenburg  
und Zever machte bisher im Winter einen Umweg  
von drei Stunden über Friedeburg, um etwas bessern  
Weg zu haben.

Doch freundlichere Bilder aus dem gesegneten Oldenburger Lande mögen jetzt vor den Augen meines Lesers erscheinen. — Zur Sommerszeit, wenn im saftigen Grün die Felder prangen, wenn sich die Wogen der goldenen Aehren schallend erstrecken, so weit das Auge blickt, wenn auf den fetten Tristen das wohlgenährte, berühmte Oldenburger Rindvieh, unbekümmert um den vorüberstreichenden Wandersmann, seine Mahlzeiten hält, dann liegt Wohlstand, Glück, Gottes milder Vatersegen auf jedem Ackerstück, auf jedem Busch; dann sind die grundlosen Wege der schlechten Jahreszeit gründlich vergessen und durch die erweiterte Brust zieht ein freier Strom der Freude, des Wohlbehagens. — Aus dem Grün der Felder und Gebüsch hervor leuchtet das frische Roth der stattlichen Bauerngehöfte, deren Besitzer sich durchschnittlich selbst mit den Altenburger Landleuten an Reichthum und Zufriedenheit messen können. Der Kern des Wohlstandes unsers Großherzogthums liegt in dem seiner Bauern, eines urkräftigen, biedern Menschenschlages, mit vielem gesunden Mutterwize, doch auch mit einer unglaublich starken Portion Phlegma's begabt. Von diesem Phlegma der Oldenburger Landleute erzählt Dr. Goldschmidt in seinen mehrerwähnten „Lebensbildern“ eine Reihe so köstlicher Anekdoten, daß ich nicht umhin kann, zum Ergötzen der Leser einige davon herzusetzen. — Dr. Goldschmidt wurde einst eilig zu einem entfernt wohnenden Land-



manne gerufen, dessen Frau von einem hohen Boden gestürzt war. Bei der Ankunft des Doktors fand dieser den Mann, umgeben von einer zahlreichen Kinderschaar, am Feuer sitzend. Als er den Arzt erblickte, trat er ihm entgegen und sagte: „De kummt to lat, se is all dot!“ (Er kommt zu spät; sie ist schon todt.) — „So! das ist ja schrecklich!“ erwiderte der Doktor tief ergriffen, welcher die brave Frau gekannt und geschätzt hatte. — „Ja, datt is et ook“, erwiderte der Bauer ruhig, „Watt schall man abers dran dohn? — De lewe God hätt är woll lewer hart as ick.“ (Ja, das ist's auch; was kann man aber dabei thun? Der liebe Gott hatte sie wahrscheinlich lieber als ich.) — Ein anderer Bauer brachte dem Doktor die Nachricht vom Ableben eines seiner Söhne mit den Worten: „Et spitt mi gans unmannig, datt de Zunge verlangs gan is!“ (Es thut mir unendlich weh, daß der Zunge gestorben ist.) Der Ton, mit welchem dies gesagt wurde, die Thränen im Auge des Vaters dazu bezeugten hinlänglich, daß der kund gegebene Schmerz echt und tiefgeföhlt war. Wer aber beschreibt die Empfindungen des Doktors, als der schwerbetroffene Vater hinzufügte: „Ja, itt is all hart, wenn man 'n Kind missen mutt; aber da wull ick nieks vun seggen! Ich herwo jo noch Rinner noog. Aber dissen Zungen harr ick all so ganz uten Rugen hinut, — he kunn all so moje de Göse höden!“ (Ich würde gar

nichts von meinem Verluste sagen, wenn ein anderes von meinen Kindern gestorben wäre; denn ich habe ja noch Kinder genug; diesen aber hatte ich schon ganz aus dem Rauhen heraus, — er konnte schon so schön die Gänse hüten.)

Die Leser haben hier zugleich ein Proöbchen des grobschlächtigen Oldenburger Plattdeutsch. Es liegt darin noch die altfriesische Kraft und Derbheit, wie denn überhaupt die friesische Abstammung eines großen Theiles der Oldenburger nicht in Zweifel zu ziehen ist. Der noch überwiegende Rest der Bevölkerung entsproßt den freien Sachsen, welche, wie jeder Leser schon aus Wittekind's Geschichte erfuhr, weite Markungen des nördlichen Deutschlands inne hatten. Die Knechtschaft war nie heimisch im Oldenburgischen; daher den Landleuten, Bürgern und Handwerkern, namentlich aber den Ersteren, ein von aller Gedrücktheit und slavischer Demuth entferntes, offenes, freies Wesen eigen ist, welches für immer erhalten bleiben möge. — Eingeborenen Adel giebt es eigentlich gar nicht mehr im Großherzogthum. Die wenigen Familien, welche früher dem Hofe der Landesfürsten nahe standen, sind ausgestorben. Was sich jetzt an adligen Namen in der Residenz vorfindet, ist zum größten Theile eingewandert oder von den Mitgliedern der großherzoglichen Familie in's Land gerufen worden. — Besonderer Reichthum ist mit diesen Standespersonen nicht zu uns gekommen. Wie überhaupt

im ganzen Großherzogthum nicht sehr Viele anzutreffen sein dürften, deren Vermögen die hunderttausend Thaler übersteigt. — Chancen für großen Gewinn oder Verlust, wie in den Handelsstädten, kann es nicht geben — so auch unter den Adelligen der Residenz nicht. — Wie tief unter jener Summe das Vermögen der Meisten, zeigt sich sehr klar an den Casinoballabenden. Wie blutwenig eigene Equipage giebt's da! Familien, die solche besitzen, helfen bereitwillig denen aus, die sich sonst — und auch dieser letztern Gattung giebt's viele — eines Miethwagens bedienen müßten! — Ist die eine Familie abgeholt und glücklich in das Casino geschafft, so fährt der Wagen zurück und bringt eine neue, sehnlichst harrende Ladung an das lockende Ziel.

Doch wir kehren wieder für einige Augenblicke auf das Land zurück, welches noch manche charakteristische Wahrnehmungen darbietet.

Auf größeren wie auf kleineren Gehöften herrscht trauliche Gemeinschaft zwischen Menschen und Thieren. Die weitläufige Hausflur nämlich bildet diesen Vereinigungspunkt. Zu beiden Seiten haben Ochsen, Kühe und Pferde ihre Ställe, im mittlern Raum ist der gewöhnliche Aufenthaltsort der Knechte wie der Hausleute in jeder irgend erträglichen Jahreszeit; sonst wird der Doerns, die nicht eben saubere Wohnstube, zu diesem Zwecke benutzt. Auch befindet sich auf jener Flur meist die Dreschtenne; ein geräumiger,

Freisrund aus Backsteinen gemauerter Feuerplatz versammelt die Insassen des Gehöftes zum Essen und traulichen Geschwätz. — In den größeren ist ein gar eigenthümlicher Raum die Prunk- oder Pukstube. Da finden sich oft theure Mobilien, vergoldete Porzellaintassen, spiegelblanke Geschirrsachen und kostbare Familienreliquien, die von Menschenalter zu Menschenalter fortgeerbt werden. Diese Stube wird nur den werthesten Besuchen geöffnet und es soll daher, neben der etwas plumpen, schwerfälligen Pracht, meist nur eine dumpfe, beklemmende Kopfschmerzluft darin herrschen. — Zwischen den Signern eines Bauernhofes und den Dienstreuten herrscht ein sehr vertraulicher Ton; selbst Kleidung und Lebensweise sind nicht wesentlich verschieden. Doch irrt man nicht wenig, wollte man deshalb an eine Ständegleichheit auf dem Lande glauben. Abgesehen von dem ebengenannten Verhältnis sieht der Besitzer eines größeren Gehöftes mit nicht geringem Dünkel herab auf den Signer kleinerer Landstellen, auf die Kothsassen oder Köthner, wie sie wohl in andern Gegenden heißen. Hier nennt man sie am häufigsten Brinkstiker, und solche, die um den Taglohn an fremden Gehöften arbeiten, heißen Feuerleute, von heuern — miethen.

Ganz eigenthümlicher Art ist das Erbfolgerecht an den oldenburgischen Landstellen. Es ähnelt dem, welches in der Familie englischer Großen herrscht. Ein Sohn des Gehöftsherrn — doch nicht immer der älteste,



im Kreise Delmenhorst ist es sogar umgekehrt, der jüngste — ist sein Erbe. Die übrigen Kinder haben auf nichts als den Pflichttheil Anspruch. Dieser besteht in 20 Procent vom Gesamtwert der Besizung, in welche sich, während der eigentliche Erbe 80 Procent behält, die übrigen Familienglieder theilen müssen. Diese bleiben dann meist in Diensten des neuen Eigners und werden von ihm vor den übrigen Knechten und Mägden selten ausgezeichnet. Die nicht erbenden Söhne, sagt Dr. Goldschmidt, bleiben oft auf der Stelle und heirathen nicht; sie heißen dann Jungen bis an ihr Lebensende. „*Ick heww en vollen Jung in't Huus*“ (Ich habe einen alten Jungen im Hause), sagte mir ein Bauer — und als ich näher nachfragte, hörte ich, daß es sein 70jähriger Bruder sei. — Den Landleuten fällt diese wunderbare Ungleichheit der Theilung unter Brüdern durchaus nicht auf; sie finden das ganz in der Ordnung. „*Et kann ja nich anners.*“ — Wenn so ein alter Junge ein ganzes langes Leben hindurch unausgeseht gespart und sich auf diese Weise ein kleines Vermögen erworben hat, so vermacht er dasselbe in der Regel dem Erben und nicht den andern Kindern seines Bruders, die es doch so nöthig hätten. Den Wunsch, daß die Stelle glanzvoll in ihrer Familie erhalten werde, ist den Bauern eben so tief eingepägt, als dem begüterten Adel.

Mit der Gesamtheit der deutschen Bauern hat der Oldenburgische eine unverwüßliche Prozeßsucht



gemein. Ferner liebt er Glücksspiele, was den ambulanten Looseshändlern leichten Erwerb schafft. Von einer besondern Kauflust und Prügelleidenschaft, wie sie sich in andern Gegenden unter den Bauern findet, habe ich im Lande nichts vernommen. Das oldenburgische Phlegma streitet dagegen — aber wehe, wenn lange gereizt, der friesische Bauer endlich seine schweren Fäuste zum Schläge hebt. Er glaubt dann zu dreschen und ist ein unermüdlicher Arbeiter!

## XII.

Sever und seine Geschichte. — Fräulein Maria. — Eine Sage. — Rußlands Beziehungen zum Jeberlande. — Pferdezucht. — Das Haus Christians. — Eine nassalte und romanhaft endende Geschichte. — Severs Klage. — Die Wahlkämpfe. — Wangeroge. — Barel. — Rückreise. — Die Ueberschwemmung. — Die verwandelte Elbe.

Die zweite Stadt des Großherzogthums ist Sever, von mir mit besonderem Respekt betrachtet, denn ich habe die Ehre, darin im Jahre des Herrn 1817 am 4. Oktober zur Welt gekommen zu sein. Ob der kleine offene Ort von nicht ganz 4000 Einwohnern im letzten Vierteljahrhunderte bedeutend gewonnen, vermag ich nicht zu sagen, denn, noch nicht einmal sechs Jahre alt, habe ich ihn verlassen. Aber sei geboren, Mensch, wo du willst, in dem armseligsten Flecken, in dem obscursten Dorfe, am unheimlichsten Gestade, du wirst dieser Scholle Erde immer ein liebes, trauliches Plätzchen in deinem Herzen bewah-

ren, wirst dich für ihre Geschichte interessiren und deren Wendungen mit Theilnahme verfolgen, als gehörte sie zu deinem eigenen Selbst. — So hat mich auch die Geschichte Severlands anhaltend beschäftigt, denn Du mußt wissen, lieber Leser, wir Severaner sind Bewohner des Hauptortes eines Landestheils, der einst selbstständig ein Fürstenthum bildete und eine reiche, ehrenvolle Vergangenheit hat und von seiner letzten Herrscherin, dem Fräulein Maria, freiwillig den Grafen von Oldenburg übergeben wurde. — Der erste Häuptling von Sever, Rüstingen, Destrigen und Wangerland — Einzelnamen dieser friesischen Nordseegegenden — hieß Edo Wiemken. Er war zu Dangast geboren, das Geschlecht der Papinga, seiner Alvordern, war uralte, edel und stand in großem Ansehen. Im Jahr 1355 von den Rüstingern, im Jahr 1359 auch von den Wangerländern zum unumschränkten Häuptling gewählt, baute Edo Wiemken mehrere feste Schlösser im Lande, unter diesen auch eins zu Sever, wo er, da die Destringer sich ihm widersetzten, als Sieger eingezogen war. Sever, als einer der ältesten Orte im ostfriesischen Lande bekannt, soll schon, als es im Jahre 1260 gänzlich abbrannte, 800 Häuser gehabt haben. Im ersten friesischen Landrechte findet sich schon angeführt, daß Sever Endpunkt einer der sieben Hauptstraßen des Landes war, und einige Geschichtschreiber behaupten, daß Kaiser Karl der Große die Stapel- und Münzgerichtsname dem Orte mit einem

Privilegium gegeben, wonach im größten Theile des östlichen Frieslandes nur hier Geld geschlagen werden durfte. Dieses Münzrecht wurde als das hauptsächlichste Zeichen der Unterwerfung dem Edo Wiemken übergeben. Seine Nachfolger hießen Sibet Papinga († 1433), Hajo Harles († 1441), Tanno Düren († 1468), Edo Wiemken der Jüngere († 1511), Christoph († 1515). Letzterer starb plötzlich, und seine drei, unter Vormundschaft des Grafen von Oldenburg stehenden Schwestern traten gemeinschaftlich die Regierung an. Unaufhörlich beunruhigt von den Grafen von Ostfriesland, die unbegründete Erbfolgerechte geltend machen wollten, nahmen diese Bedrängnisse noch zu, als von den drei Schwestern die eine durch einen unglücklichen Fall dem Leben entzogen wurde und die mittlere, Fräulein Maria, als Herrin die Burg zu Zeven inne hatte. Sie wurde im J. 1530 von den Erbfeinden und deren Bundesgenossen so gefährlich belagert, daß Maria einen verzweifelten Entschluß faßte und, zum Schutze der Burg, den Flecken Zeven sammt seiner Kirche gänzlich niederbrannte. Ein Vertrauter der Maria war nach Brüssel geeilt und hatte für sie von der Statthalterin der Niederlande, Schwester Karls V., einen Schutzbrief auf 6 Jahre erlangt, welcher den Grafen von Ostfriesland nur noch den Rechtsweg für ihre Ansprüche offen ließ. Da die Beunruhigungen dennoch nicht aufhörten, wurde das Zevenland im J. 1532 dem

Kaiser Karl V. zum Lehen angetragen. Kaiserliche Abgeordnete kamen, um sich den Lehenseid leisten zu lassen, nach Zeven und so war ein hoher Schutz für immer erlangt. — Der abgebrannte Ort wurde im J. 1536 wieder aufgebaut und zwar sollten durch Wälle, Gräben und Thore die Einwohner in einem bestimmten Bezirk vereinigt werden, während früher die zerstreuliegenden Ansiedelungen sich bis zu den Meerdünen hin erstreckt hatten. Im J. 1536 erhielt der neuerbaute und befestigte Ort von dem Fräulein Maria mittelst vollgültiger Urkunde städtische Rechte, weshalb auch die Zeveraner im Februar 1836 das dreihundertjährige Bestehen ihr Stadtgerechtigkeit sehr glänzend feierten. Der Großherzog beschenkte zum Andenken des Tages die Zeversche Provinzialschule damals mit 5000 Thalern.

Die Regierungsgeschichte des Fräuleins Maria, so viel Unruhe und Kriegsgefährde sie anfangs zeigt, bietet später Bilder der Ordnung und Wohlbehaglichkeit, wie sie mit einem gesichert friedlichen Zustande der Dinge immer verbunden sind. Maria machte sich durch angeborene Klugheit, durch seltene Herzengüte und Umsicht in Allem, was sie zum Besten des Landes unternahm, bei den Zeveranern ungemein beliebt. Das Andenken dieser edlen Fürstin ist ein gesegnetes geblieben und hat dies auch durch die reiche Zahl ihrer Stiftungen und vortrefflichen Anordnungen wohl verdient. Auch die vom Großherzog vor neun

Jahren so ansehnlich beschenkte Provinzialschule stammt von ihr her, indem sie in ihrem am 23. April 1573 errichteten Testamente verordnet hatte, „daß in der Stadt Zeven eine Schule erbauet, solche mit fünf gelehrten Gesellen bekleidet und diese jährlich mit einem ehrlichen, nothdürftigen Unterhalt aus ihren Gütern versehen werden sollten, dergestalt, daß die Jugend der Herrschaft und Stadt Zeven in derselben ohne einige Entgeldniß getreulich instruiret und gelehret werden sollte“. — Maria, welche, ungeachtet einer so langen, an Sorgen und Mühen reichen Regierung, unvermählt geblieben, starb in ihrem 75sten Jahre, am 20. Febr. 1575. — Obwohl man nicht nur den Tag, sondern auch die Stunde ihres Todes genau kennt, behauptet eine im Volke fortlebende Sage dennoch, Fräulein Maria sei nicht als Leiche, sondern lebend, mit einem Biergespann, aus dem Schlosse gefahren und durch einen unterirdischen Gang verschwunden. Spät zur Abendzeit läute es oft ohne Menschen vom Schloßthurme herab und dies sei der Gruß, welchen die Fürstin aus der andern Welt ihren getreuen Unterthanen sende. K. V. Mayer hat im dritten Hefte seiner Pliedersammlung: „Waterländische Gedichte“, diese Sage mit zeitgemäßen Nebenbeziehungen poetisch eingekleidet und führe ich daraus an: *Um Zehn und Winters schon*  
*Um Neun hört man es läuten*  
*Zu Zeven in der Stadt.*

Was hat das zu bedeuten?  
 „Das ist kein Nachtgelaute,  
 „Wie's anderswo erklingt,  
 „Das ist ein Gruß, den uns  
 „Fräulein Maria bringt.“  
 „Sie liegt nicht in der Gruft,  
 „Obwohl bestattet lange;  
 „Hier Rosse vorgespannt  
 „Im unterird'schen Gange,  
 „Durchfährt sie unsre Stadt,  
 „Fährt nach Upjever schnell  
 „Zur Jagd. Man hört von fern  
 „Hifthörner und Gebell.“  
 „Einst sprach Fräulein Marie:  
 „„Hört, Bürger, mein Verlangen:  
 „„Ihr sollt zur Abendzeit,  
 „„Wann ich nun hingegangen,  
 „„Die Glocken zieh'n und mein  
 „„Gedenken immerdar.““  
 „Und also ist's gescheh'n  
 „Seit nun dreihundert Jahr.“

Diese Glockenkorrespondenz zwischen der Menschen- und Geisterwelt ist in der Sage wahrhaft schön und poetisch gedacht.

Dem Grafen Johann XVI. von Oldenburg, dessen Großvater der Bruder ihrer Mutter gewesen war, hatte Fräulein Maria testamentarisch ihr Land abge-

treten, ihm, „dessen Daumen“, wie sie sagte, „größer war, als ihre ganze Hand und der es daher schützen konnte“. — Doch die Grafen von Ostfriesland waren keineswegs geneigt, denen von Oldenburg die ruhige Besitznahme des reichen Erbes zu gestatten. Nicht mehr mit gewaffneter Hand, aber mit allen chicaneusen Rechtsmitteln, die sie in damaliger Zeit leicht aufzubringen vermochten, suchten sie das Testament Maria's ungültig zu machen. Noch sechzehn Jahre lang zog sich der Prozeß durch alle Instanzen der Reichsgerichte hin und, endlich wiederholt zu Gunsten der Oldenburgischen Herren entschieden, weigerten sich die ostfriesischen so hartnäckig, den ihnen zufallenden Kostenbetrag und sonstige Pön (2032 brabantische Gulden) zu zahlen, daß erst die letzte Sentenz mit Androhung der Reichsacht ausgesprochen werden mußte, eh' es geschah. Dann erlaubten sie sich noch, jene Summe in sechzehn verschiedenen Münzsorten zu entrichten, worunter sogar 30 Thaler in Dreistüberstücken und 203 Kopfstücke (kleine Scheidemünze) sich befanden. Erst am 27. Juli 1605 ward diese Angelegenheit geregelt. Oldenburg blieb rechtskräftig im Besitz der Erbherrschaft Sever, wenn auch die Grafen von Ostfriesland sich später noch oft zur Wahrung ihrer angeblichen Rechte auf einen Anno 1529 abgeschlossenen Vertrag beriefen.

Ich übergehe die fernere Spezialgeschichte des Seerlandes und bemerke nur noch, daß die Herrschaft

Sever nach dem Tode des Grafen Anton Günther von Oldenburg († 19. Juni 1667) auf seiner Schwester Sohn, den Fürsten Johann von Anhalt-Zerbst, und als mit dem Fürsten Friedrich August 1793 diese Linie ausstarb, auf dessen Schwester, die Kaiserin Katharina II. von Rußland vererbte. Kaiser Alexander I. von Rußland aber übertrug schon im Decbr. 1814 die Administration dieser nur dem Namen nach russischen aber von der letzten Fürstin, Wittve Friedrich Augusts, bisher administrierten Herrschaft dem letzten Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg. Am 18. April 1818 trat derselbe sie dem Herzog zum Eigenthum ab, um für immer mit dem Herzogthum Oldenburg vereinigt zu bleiben und der Herzog ließ am 7. Aug. 1823 feierlich davon Besitz nehmen.

Das Severland ist besonders fruchtbar; es herrscht hier ein Getreidesegen, der eine jährliche starke Ausfuhr des Ueberflusses nach England gestattet. Hafer und Rübsamen giebt der fette Marschboden in über- raschender Fülle her. Die Butter wird durch süße und duftende Frische zur wahren Delicatesse. Die Pferdezucht treibt man mit besonderer Vorliebe und besonders sind es die in der Stadt Sever ansässigen Pferdehändler Christians, welche die gezüchteten oder selbst angekauften Rosse in langen Koppeln über alle Heerstraßen Europa's wandern lassen. Der Name Christians, der Pferdehändler, ist daher bekannter, als manche tönende Bankierfirma und genießt in der Sei-



math wie im Auslande einer seltenen Achtung. Der Begründer dieses großartigen Quadrupedengeschäftes hat leider vor Kurzem sein Leben unerwartet beendet und die alte Ehre des Hauses wird jetzt von drei tüchtigen Söhnen aufrecht erhalten. Dem seligen Christians ist, wie er selbst gern zu erzählen pflegte, im Anfange dieses Jahrhunderts einmal ein seltenes und höchst romantisches Abenteuer begegnet. An einem Wintermorgen setzte er in einer Fährre über die Sahde oder ein anderes Wasser im Oldenburgischen. Der Schiffer war durch die viele Mühe und Arbeit bei dieser Fahrt sehr mürrisch gestimmt. Ein armer Bauernbursch, übrigens stattlichen Ansehens, der sich mit in dem Kahne befand, war außer Stande, das Fährgeld zu bezahlen. Der rohe Schiffer hatte große Lust, den Insolventen über Bord zu werfen; da dies jedoch nicht wohl thunlich war; schlug er ihm wenigstens die Mühe vom Kopfe, die denn auch bald eine selbstständige Wasserreise antrat. — Der wackere Pferdehändler, empört über dies Verfahren, verwies es dem Schiffer in derben Worten und, den armen Jungen bedauernd, welcher baarhaupt bei sehr empfindlicher Kälte dastand, gab er ihm ein wärmendes Tuch zur Bedeckung, nachdem er die Kleinigkeit an Fährgeld ebenfalls für den jungen Menschen bezahlt hatte. — Man kam an's Ziel der Reise. Der Bursche wollte danken, Christians wehrte das ab. Der Schiffer lachte über das viele Wesen, welches der reiche Kofskamm

von seinem Benehmen gegen den Bauer gemacht hatte und so trennte man sich. — Jahre vergingen. — Christians hatte den Bauerburschen und jenen naschkalten Vorfall längst vergessen. — Großartige Weltbegebenheiten drängten einander Schlag auf Schlag. Die Franzosen waren in Spanien und brauchten Succurs an Pferden. Christians wollte die zahlreichen Koppeln, welche bei ihm bestellt waren, selbst hinführen. Ohne sonderliches Abenteuer, trotz der Kriegszeiten, kam er über die Grenze. — In einer unheimlichen Waldschlucht aber wurde er nebst den Seinigen von einer starken Guerilla- oder Räuberbande — dies ließ sich nicht wohl unterscheiden — plötzlich überfallen. Trotz des lebhaften Widerstandes der Knechte waren sie rasch zu Boden geworfen und geknebelt. Die Pferde führte man sämmtlich fort, den Eigenthümer, welcher vergebens ein beträchtliches Lösegeld für sich und die Seinigen bot, vor den Guerillachef, von welchem ein fürchterliches Gericht über die Landesverräther, die Bundesgenossen der Todseinde Spaniens, zu erwarten war. — Wirklich schien der Hauptmann, entseztlich finster drein schauend, nicht abgeneigt, sogleich mit dem Dolche über den armen Christians herzufallen oder ihn ohne Weiteres niederzuschießen. Doch — Welch ein Wunder! — Der Guerilla- oder Räuberchef entfärbte sich bei genauerem Betrachten des deutschen Rosklammß. — Er fährt mit der Hand über die Augen, als hätte er nicht recht gesehen — stürzt ihm dann entgegen —

nicht aber, um ihn zu tödten, sondern in Christians' Arme, den er mit einem Freudenschrei an sein Herz reißt. „Braver Christians!“ ruft der anscheinende Spanier in deutscher Sprache, — „kennt Ihr mich denn nicht mehr?“ — Der von Erstaunen halb sprachlose Pferdehändler konnte nur mit einem „Nein!“ antworten. — „Ich bin ja der Bauerbursche, dessen Ihr Euch im Vaterlande einst gegen den rohen Schiffer auf der Fährte so menschenfreundlich angenommen.“ — Aus der namenlosen Verwunderung kam Christians endlich zur Erinnerung und zum Glauben. Er erfuhr, daß sein ehemaliger Schützling bald nach ihrem Zusammentreffen Soldat geworden, nach Spanien verschlagen war und, wie schon bemerkt, eine Räuber- und quasi Guerillabande anzuführen die Ehre hatte. Der würdige Chef ließ nun seinem Wohlthäter Alles zurückerstatten, was die Bande diesem und den Knechten genommen hatte. Die Didenburger zogen mit ihren Koppeln in Frieden weiter und wie sehr sich auch Christians gegen Annahme von Geschenken sträuben mochte, er konnte nicht umhin, von dem Hauptmann wenigstens einen Ring anzunehmen, der, wie ausdrücklich versichert wurde, nicht von der Hand eines Erschlagenen oder Beraubten herstammte. — Der selige Christians war ein Ehrenmann und man durfte ihm glauben, wenn er etwas erzählte. Wenn also auch diese Geschichte äußerst romanhaft klingt, in der Hauptsache bezweifle ich sie nicht.

So herzlich sich auch die Severaner freuen mögen, wenn der Großherzog oder ein Glied seiner Familie ihre Stadt besucht, es fehlt dennoch nicht an manigfachen Beschwerden, deren Grundton stets die Klage ist, daß Oldenburg Kraft und Saft des Severlandes an sich ziehe, ohne genügende Entschädigung dafür zu bieten. Auch die frühere, jetzt Gott Lob schwindende Abgeschlossenheit des Ländchens wird wahrscheinlich von Vielen lebhaft bedauert. Man kann sich den besten Begriff von derselben machen, wenn ich erzähle, daß noch vor 20 Jahren dort Jemand, der nach Berlin oder Leipzig reiste, als ein Wagehals betrachtet und bei der glücklichen Rückkehr wenigstens als ein halbes Weltwunder betrachtet wurde. Folgt eine artige Anekdote. Vier Severaner, die in Gesellschaft einen Wagen genommen hatten und damit nach dem sechs Meilen entfernten Oldenburg über Barel reisen wollten, hielten an letzterem Orte ernste Berathung über ihr Vorhaben, bestiegen in feierlicher Stimmung eine Anhöhe, sahen wehmüthig von hier aus den Severschen Thurm in die Lüfte ragen und beschloßen, von unwiderstehlichem Heimweh gepackt, einstimmig — sogleich nach der theuren Vaterstadt zurückzukehren. Dieses wurde mir von einem würdigen Prediger des Vaterstädtchens als ein Factum erzählt.

Sever, welches für seine 3500 Einwohner nicht nur ein Wochenblättchen für Wurst-, Käse- und Woh-

nungsanzeigen, sondern seit Kurzem durch die Regsamkeit des Buchdruckers Mettler auch ein damit verbundenes literarisch = städtisch = politisches Organ (die „Severländischen Nachrichten“) gewann, sah neu-lich erbitterte Wahlkämpfe in seinen Mauern. Die Bildung des schon erwähnten neuen Stadtrathes und Magistrates gab zu demselben Anlaß. Die Verhandlungen darüber in dem genannten Organ waren mit Kraftausdrücken gespickt, die selbst in den journalistischen Schimpfconcerten Bruder Jonathans, bekanntlich jenseit des atlantischen Meeres wohnhaft, nicht ohne Beachtung geblieben wären.

Von Sever aus fährt man binnen einigen Stunden nach dem bekannten Seebade Wangeroge, welches alljährlich viele Fremde anzieht, die sich ankommen und es meist gestärkt wieder verlassen. Ich war nie dort und kann also keine nähere Charakteristik dieses Nordseebades liefern. — Der Name Wangeroge kommt unzweifelhaft von dem früheren Wangerland, welches, wie schon erzählt, mit Destrigen und Rüstingen unter Edo Wiemken zu einer Herrschaft vereinigt wurde.

Blicken wir auf der andern Seite wieder in's Oldenburgische hinein, so finden wir, etwa an der Scheide des Sever = und Butjadinger = Landes (letzteres zeugt das berühmte Rindvieh), noch ein offenes, freundliches Städtchen, War el, von etwa 2000 Einwohnern, die sehr gewerbsleißig und rührig sind. Es giebt hier

große, vielschaffende Fabriken für Baumwollenzeuge u. s. w., auch eine Eisengießerei, die eine ansehnliche Zahl Arbeiter beschäftigt. — Vom materiellen zum geistigen Gebiete übergehend, finden wir eine achtungswerthe und thätige Buchhandlung, die dem größeren Sever leider noch gänzlich fehlt. An letzterem Orte fand ich zur Verbreitung literarischer Producte nur zwei Commissionaire, von welchen der eine zugleich ganz rechtschaffen einen Kramladen hält und auch gewiß viel leichter ein Pfund Kaffee oder Zucker, als ein Buch verkauft.

Und nun, meine theure Heimath, du liebe, trauliche Ecke Deutschlands, obgleich ich dich keineswegs erschöpfend besprochen, muß ich die Leser Abschied von dir nehmen lassen. Möchten sie es mit ähnlichen Gefühlen inniger Zuneigung, wie ich selbst es konnte. — Der Gedanke an die Heimath erleichterte mir auch die Langeweile einer wahrhaft improvisirten Wasserfahrt zwischen dem Zollamt Barlgraben und Bremen, wo eben der verhängnißvolle Deichbruch außerhalb des Buntenthores geschehen war. Drei Stunden lang durchschnitten wir, wo sonst sichere Chaussee, den Fluthenspiegel, aus welchem nur die Dächer der Häuser und die oberen Zweige der Bäume melancholisch und wie nach Hülfe sich umsehend hervorragten. Der Anblick dieser schauerlichen Wandlung erfüllte das Gemüth mit tiefer Traurigkeit, welche oft nur dem Bewußtsein der Gefahr Platz machte, der wir in dem

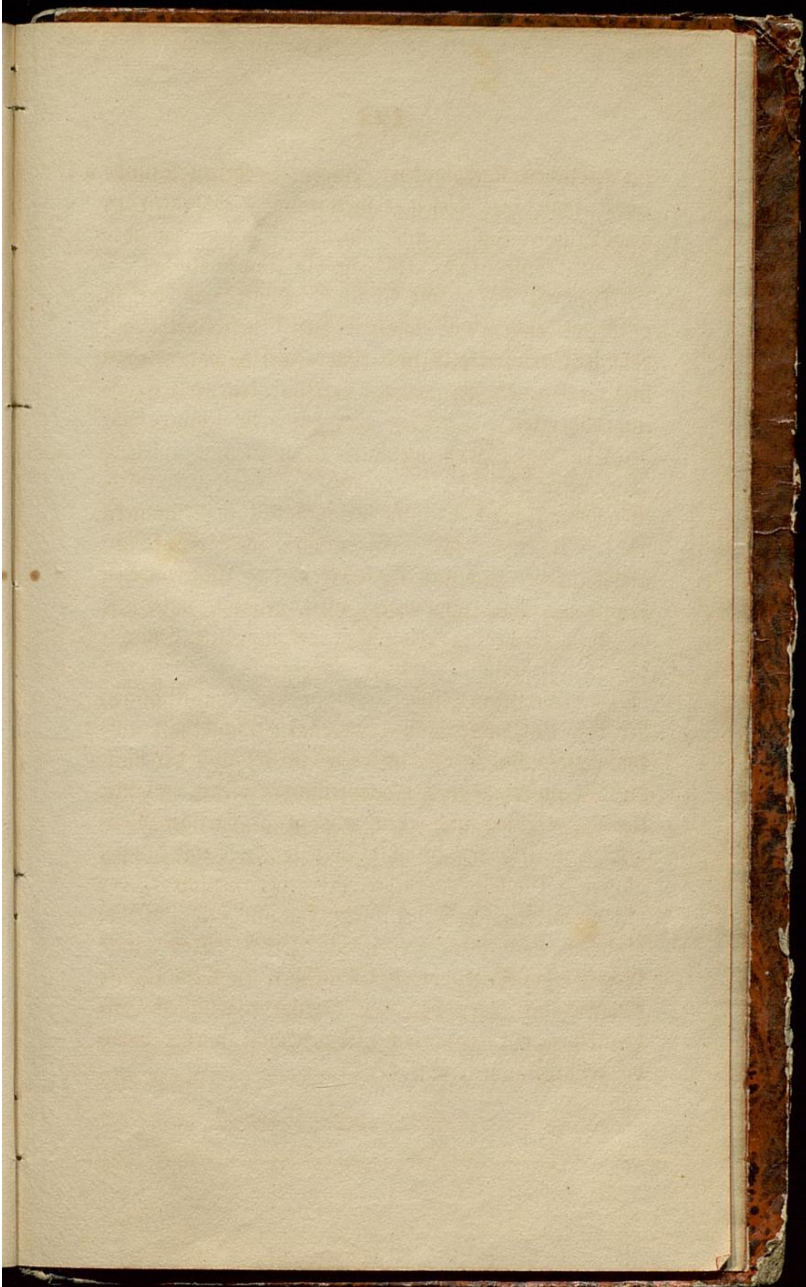
überfüllten Boote ausgefetzt waren. Es hatte die mit der Oldenburger Post angekommenen Reisenden nach langem Warten in Barlgraben aufgenommen, war aber sogleich auch von einem Haufen ungeduldiger Handwerksburschen und Bauern erstürmt worden, welche in der allgemeinen Bedrängniß kein Postenvorrecht gelten lassen wollten. Diese Ansicht ließ sich rechtfertigen, keineswegs aber die Rohheit, mit welcher sie in dem vollgepfropften Fahrzeuge überdies zu schaukeln begannen und so besonders den mit aufgenommenen Frauenzimmern wahre Todesangst einjagten. Wie konnte sich nun das arme Landmädchen freuen, welches man bei der Abfahrt, trotz dringenden Flehens und Anklammerns gewaltsam von dem überfüllten Boote zurückgestoßen hatte.

In Bremen, wo wir spät Nachmittags endlich glücklich anlangten, war noch Alles in großer Bestürzung und Verwirrung. Am Buntenthor, wo durch des Stromes Gewalt der Deich eine mehr als 70 Fuß breite Oeffnung zeigte, hatte die Fluth einige dreißig Häuser niedergeworfen und strömte noch immer überschwemmend abwärts in das niedere Land. Menschenleben waren verloren gegangen, manche Schreckensmähr schlug an unser Ohr. Doch Welch ein Trost! Trotz aller Ueberschwemmung fanden wir den gewohnten regelmäßigen Postabgang nach Hamburg und Abends 10 Uhr an der ersten Poststation auf der Harburger Chaussee, in Ottersberg, den un-

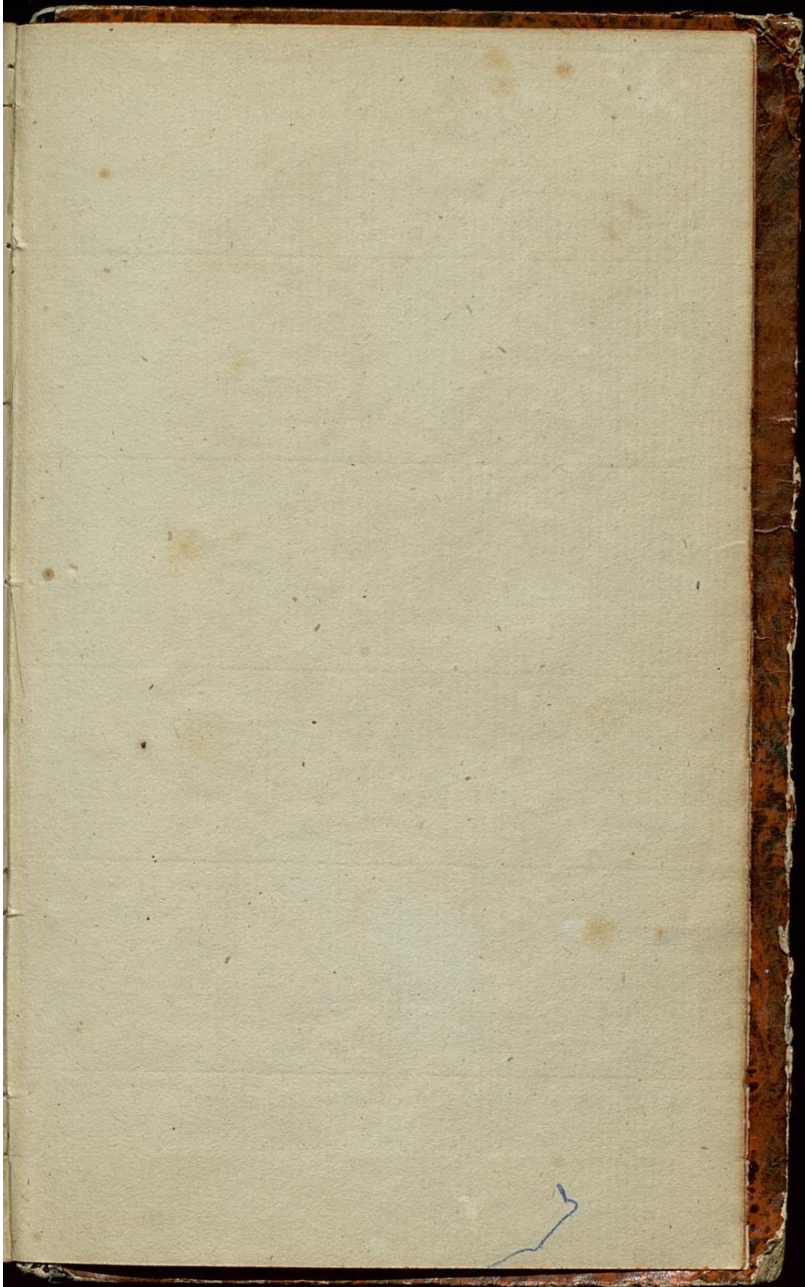
vermeidlichen Kalbsbraten. Zur angegebenen Stunde findet man hier diesen respectablen Kalbsbraten in gewöhnlichen Jahren nur 365, in Schaltjahren aber 366 Mal aufgetischt. Es lebe die Abwechslung!

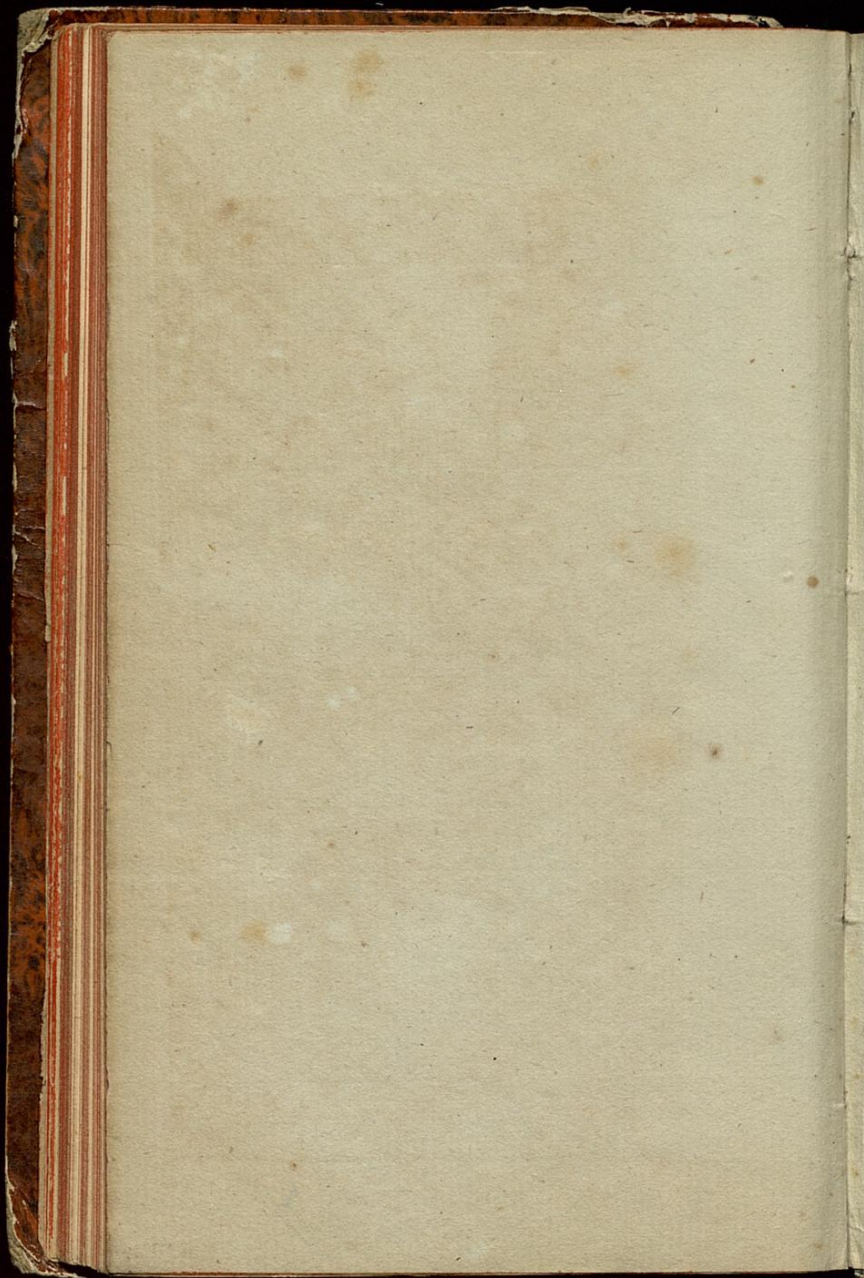
Diesmal war meine Nacht im Postwagen eben so mild und angenehm, wie die zuerst geschilderte auf besagter Chaussee rauh und eisig gewesen war. Schon in dem freundlichen Harburg herrschte erneuerte Frühlingsrührigkeit. Die Elbe aber hatte die schwere Eisdecke diesmal binnen wenigen Stunden wie spielend abgeworfen und die mit gigantischer Kraft vernichtete Winterherrlichkeit lag nun melancholisch in Trümmern an den Ufern der Elbinseln entlang, weißgrau schimmernd in den Eisstücken, so weit das Auge reichen konnte. — Im Hamburger Hasen, den wir mit Hilfe des eben wieder in Thätigkeit gekommenen Dampfbootes „Primus“ erreichten, begegnete uns überall lauter Auferstehungsjubel, der in den Salutschüssen der von Cuxhaven nach der langen Winterhaft ankommenden Fahrzeuge, im Verchentriller aus der Luft, im Bogenschlag und Matrosensang wieder ertönte. Ueber der alten und eben jetzt in großartiger Neugeburt begriffenen Hansastadt aber lag, wie eine dünne, glühende Golddecke, rother Morgensonnenschein, der mit einem leichten Nebelschleier kämpfte und ihn wie tändelnd nach allen Seiten hin zerriß. Das bunte Gewühl der Metropole des deutschen Handels lärmte darunter hin und, von den verschiedenartigsten Eindrücken gefaßt, rollte ich gedankenvoll wieder durch die wohlbekanntnen Straßen.











2. MEYER  
MAY 1868



